

18-72
Wilder Garten.

Neue Gedichte

von

Rudolf Senberlich.

Riga 1881.

Verlag von R. Kymmel.

1881

Wilder Garten.

——
Neue Gedichte

von

Rudolf Seuberlich.



Riga 1881.

Verlag von N. Kymmel.



Von der Censur erlaubt. Riga, den 5. August 1881.

Int.



4910

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Widmung	1
Alboin und Rosamunde	5
Der Meistertrunk	24
Balbers Freiverber	29
Felix	33
Jung Mädchen	35
Lebensregel	37
Der Liebsten	39
Im März	41
Ein Frühlingsmorgen	43
Waldlied	45
Aus meinen Flegeljahren	46
Der Tanz	48
Auf der Düne	50
Schujen an der Amath	53
Text zu einem Lied ohne Worte von Hiller	57
Beim Tode eines kleinen Mädchens	58
Trinklied	60
Ceres	62
Gerstenfaß	64
Trinklied	66
Champagner	68
Rheinwein	70
Moselblümchen	72
Grüneberger	73
Ein feuchtes Lied zum Preise der Trockenheit	74
Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Rigaer Liedertafel 1878	77

IV

	Seite
Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Rigaer Liebertafel 1879	79
Begrüßungslied zum Sängerkfest in Riga 1880	81
Tafellied	83
Den Weltschmerz-Kranken	86
Uhu	89
Cantate zum 25 jährigen Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät Kaiser Alexander II. am 19. Februar 1880	92
Der Fortschritt	96
Trockne und flüssige Gedanken	100
Herr Saufewind	106
Das Lied der Mücken	108
Theorie und Praxis	110
Die beiden Fliegen	112
Die alten Frösche	114
Gretchens Thränen	116
Nahrungsjorgen	118
Doña Clara	119
Das durstige Schneiderlein	122
Auf der Strandbahn	126
Die Fahrt auf dem Peipus-See	129
Trau, schau, wem?	133

Widmung.

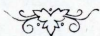
Meiner Mutter.



Weit, weit liegt sie,
Die sorglose Kinderzeit,
Vieles vergaß ich,
Was mir das Leben
Seitdem gespendet
An Lust und Leid;
Doch immer noch fühl' ich
Den Zauber walten,
Den Mutterliebe
Mir tief in die Seele
Einst gesenkt hat,
Da ich noch Kind war.
Nimmer vergeß ich's,
Du gute Mutter,
Wie deine treuen,
Freundlichen Augen
Mir oft gebengt
Den störrischen Sinn;
Wie deine Stimme,

Die warme, weiche,
 Allezeit wußte
 Den Weg zu finden
 Zu meinem Herzen.
 Du lehrtest mich lieben
 Alles, was schön ist,
 Edel und gut.
 Und dir auch dank ich's,
 Daß mir in der Seele
 Ein Garten erstand
 Voll grünender Lust,
 Voll duftender Blüthen
 Aus jenem reichen
 Wonnigen Wunderland,
 Darin Poesie,
 Die Himmlische, waltet.
 Freilich waren's
 Zuerst die sonnigen
 Augen der Liebsten,
 Die mir den Garten
 Hervorgezaubert
 Und Blätter und Blüthen
 Zum Spritzen gebracht.
 Du aber sätest
 Schon lange vordem
 Heimlich die Keime,
 Daraus sie erwuchsen.
 So pflichte ich dankbar

Für dich, o Mutter,
 Hier diesen Strauß.
 Verzeihe mir gütig,
 Wenn gar zu üppig,
 Manches heckes Unkraut
 Nebst Nebenranken
 Und wucherndem Hopfen
 Darans hervorguckt.
 Ach meine Gedanken
 Sind lustige Vögel
 Und brachten mir häufig
 Manches unnützes Körnlein
 Hinein in den Garten;
 Das wuchert dann wilde
 Auf fruchtbarem Boden;
 Denn ach, Du weißt es,
 Es hält dein Sohn sich
 Die Seele gar feucht.
 Ich hoffe dennoch,
 Du liebe Mutter,
 Es wird mein Strauß
 Dir Freude bereiten;
 Du findest darunter
 So manche Blume,
 Die Dir gefiel.



Alboin und Rosamunde.

Alboin, der Longobarden König
 Saß beim Siegesmahl mit seinen Helden
 In der Fürstenhalle von Pavia,
 Das nach langem blutig heißem Ringen
 Nun erobert ihm zu Füßen liegt.
 Links vom König, auf erhöhtem Sessel
 Sitzt Alpratin, der Avarenhäuptling,
 Der ihm half die feste Stadt bezwingen.
 Durstig saugt er mit den wulst'gen Lippen
 Süßen Wein aus einem mächt'gen Humpen,
 Während rechts vom König, Beredeus,
 Der gewaltge Riese, mit Behagen
 Sich an leckrer Speise erst ergötzt
 Und unmenschlich ungefüge Bissen
 Gierig schnalzend schon herunterschläng.
 Ungern ehrte Alboin die Beiden;
 Doch er braucht sie noch, die starken Reden,
 Und er braucht die wilden wüsten Schaaren,
 Die sie seinem Heere zugeführt.

Ungern sahen auch die Longobarden
 Und Gepiden-Fürsten jene Weiden
 Auf den Ehrensitzen nächst dem König; —
 Doch allmählig schon beginnt der Wein
 Begzuwaschen allen finstern Unmuth.
 Nur des Königs hohe Heldenstirne
 Scheint umwölkt von düstrem Simmen noch.
 Schal und schmacklos dünkt ihm Trant und Speise
 Und verbittert alle Siegesfreude;
 Denn dem Feste fehlt die Königin.

Weithin schallt der Becher frohes Lärmen
 Bis ins Schlafgemach der Königin.
 Doch die schöne Rosamunde schläft nicht;
 Regungslos, gleich einem Marmorbildniß
 Steht sie träumend an dem offenen Fenster,
 Freundlich blickt der Mond zu ihr herab
 Und die duftgetränkte laue Nachtlust
 Dringt herein, begierig, zu umarmen
 Ihre götterherrliche Gestalt. —
 Nimmer aber achtet Rosamunde
 Auf des Mondes stilles Zauberwalten,
 Auf den Duft der holden Frühlingsboten.
 Dunkle, stürmische Gedanken ziehen
 Ruhelos durch ihr gequältes Hirn.
 Heute war es, heute vor drei Jahren,
 Als ihr Vater, Kühnemund, der Hohe,
 Ward erschlagen in der heißen Feldschlacht,

Und der ihn erschlug — der ward ihr Gatte!
 Hassen möchte sie — und liebt ihn dennoch!
 O, sie sieht's, als wär's erst heut geschehen,
 Wie er einzog in des Vaters Burghof,
 Alle seine Helden überragend,
 Stolz'es Siegeslächeln auf den Lippen,
 Götterleuchten in den dunklen Augen,
 Schön wie Balder, stark wie Mithor.
 O sie weiß es noch, wie sie erbehte,
 Als sie traf ein Blick aus seinen Augen,
 O sie weiß es; doch sie sieht noch mehr!
 Jenen grauenvollen Schädelbecher,
 Kunstvoll reich verziert mit edlem Silber,
 Sieht sie vor sich, den der wilde Sieger
 Formen ließ aus ihres Vaters Schädel
 Und ihn leerte bei dem Festgelage.
 Damals schwur sie wol mit heiligem Eide
 Rache, blutge Rache zu — dem Frevler;
 Aber ach, drei Jahre sind verflossen,
 Und ihr Vater ist noch nicht gerächt.
 Oft schon hat sie von den ewigen Göttern
 Kraft erfleht zum grausen Rächeramt.
 Ach, vergebens, immer fühlt sie wieder,
 Daß sie lieben müsse, nichts als lieben, —
 Und auch heute scheucht das Bild des Helden
 Fort die dunkeln, blutigen Gedanken,
 Und sie sieht zuletzt nur den Geliebten,
 Der einst werbend mit beredten Worten,

Wie im Sturm ihr junges Herz erobert;
 Und sie denkt der ersten süßen Nacht,
 Da sie ruhte in dem Arm des Helden,
 Alles, Alles, was geschehn, vergessend,
 Und sie fühlt, sie kann ihn nimmer hassen,
 Noch den Schwur, den schrecklichen, je lösen. —

Lauter ward's inzwischen in der Halle
 Und erhitzt von Wein und Wechselrede
 Wallet wilder schon das Blut der Helden.
 Auch des Königs mißgestimmte Laune
 War verschleucht vom Feuergeist des Weines
 Und er fühlt sein Heldenherz erglühen
 Bei den stolzen Liedern seiner Varden.
 Hoch begeistert mußten sie zu singen
 Von dem Kampf der Helden vor Pavia
 Und sie priesen Alboin, den starken,
 Der sein Volk von Sieg zu Sieg geführt.
 Jetzt ergreift ein blondgelockter Säng'er
 Seine Harfe und entlockt den Saiten
 Eine anmuthvolle mächt'ge Weise
 Und mit klangvoll heller Stimme singt er:
 „Ich habe durchwandert die weite Welt;
 Und wisse, o König, kein Land kann ich nennen,
 Das Kunde nicht hätte von Deinem Ruhm.
 Von Deinem Schwerte, dem Schlachten-entscheidenden,
 Gehet die Sage: Nimmer zu zwingen
 Sei's in die Scheide, vordem es Sieg sah.

Doch seit ich gelangte in's Land der Lombarden
 Und staunend erschaute Dein wunderbar Weib,
 Da weiß ich, was immer Dein Schwert auch erstritten,
 Dein Heldenherz kennet doch schöneren Sieg;
 Es hat sich gewonnen mit stürmischen Werben
 Das Herz der herrlichsten holdesten Frau.
 Wol hat mit dem Schwert manch ruhmvoller Recke
 Thaten verrichtet, den Deinen vergleichbar.
 Doch kühnlich behaupt' ich, kein König und Held
 Hat minnend bezwungen so stolze Maid,
 Nachdem sein Schwert ihr den Vater erschlagen.
 Das konntest nur Du König Alboin!
 Dein Heldengemüth birgt heimlichen Zauber
 Der Liebe heisset und Haß verlöscht.
 Das ließ Dich vollbringen das Werk der Versöhnung
 Zwischen Gepiden und Longobarden,
 Das macht Dich unsterblich für ewige Zeit,
 O sieggewohnter Liebling der Götter."
 Als der Säng' er so sein Lied geendet,
 Schallt ihm helles Jauchzen rings entgegen.
 Auch der König lobt den jungen Säng' er;
 Doch er meint, daß schier zu viel des Rühmens
 Ihm gespendet ward für die Befehrung
 Rosamundens, seines theuern Weibes:
 „Wahrlich“, ruft er, „Männer, welche lieben
 „Und es dennoch nicht vollbringen können,
 „Der Geliebten Gunst sich zu gewinnen,
 „Das sind Männer kaum, noch wen'ger Helden

„Denn es minnt kein ächter Held vergeblich!“ —
 Wieder jubeln die berauschten Gäste
 Beifall spendend diesen stolzen Worten;
 Nur Apratin, der Abarenhäuptling,
 Wirft ihm gisterfüllte Blicke zu.
 Längst schon neidet er dem Heldenkönig
 Seinen Ruhm und auch sein Gattenglück,
 Und jetzt schwillt der Haß in seinem Herzen;
 Denn er hat es wahrlich nicht vergessen,
 Daß er selber einst vergeblich warb
 Um die Hand der schönen Fürstentochter.
 Und auf böshast giftge Worte sinnt er,
 Zu vergelten Alboins stolze Rede.
 Tückisch blinzeln seine kleinen Augen,
 Als er jetzt Besorgniß heuchelnd spricht:
 „Wahrlich, Alboin, der junge Barde
 Weiß zu singen, wie mit Feuervorten.
 Jüngst schon traf ich ihn im Zelt der Fürstin
 Und mir schien's, als lauschte Rosamunde
 Schier zu eifrig seinem süßen Sange.
 Hätte ich ein Weib, so schön wie Deines
 Und 'nen Barden, jung und schön wie diesen,
 Hielt ich's räthlich wohl, sie von einander
 Fern zu halten; denn ein Weiberherz
 Ist ein launisch, wetterwendisch Ding.“ —
 Ruhig stolz erwidert drauf der König:
 „Guter Freund, wenn ich Apratin wäre
 „Könnt ich freilich solche Sorgen hegen,

„Aber ich bin König Alboin
 „Und es nennt mein Weib sich Rosamunde.“ —
 Heiser lacht der mißgeformte Riese
 Und erhebt die schrille Stimme lauter:
 „Stolze Sprache führst Du, großer König,
 Doch mich wundert's, daß Du selbst auch heute
 Dich so sicher fühlst vor Weiberlaunen,
 Und so stolz auf Deine Gattin bist;
 Denn gar seltsam will es mir doch scheinen,
 Daß Dir heute Deine Königin
 Nicht credenzen will den Siegesbecher,
 Wie es Longobardensttte heischt.“
 Zornig röthet sich die Stirn des Königs:
 „Falsche Schlüsse zieht Dein Hirn, Apratin; —
 Wenn die Königin dem Feste fernblieb,
 Ist's geschehn, weil ich es so gewollt;
 Denn mein Wille ist auch stets der ihre.“
 „Möglich wohl,“ erwidert Sener hämisch,
 „Da ihr Wille stets der Deine ist.
 „Doch ich will's nicht tadeln, weiser Alboin;
 „Weiß ich doch, Du hast wohl Grund genugsam
 „Bart zu schonen Deines Weibes Launen,
 „Denn der Schatten König Kühnemunds
 „Steht noch dräuerd, — ich vergaß es eben —
 „Zwischen Alboin und Rosamunde.“ —
 Wild empor fährt König Alboin
 Und zum Schwerte greift die Rechte schon; —
 Doch sich fassend, blickt er mit Verachtung

Auf den frechen ränkevollen Spötter
 Und beginnt mit schwer verhaltneim Grimme:
 „Nun, bei Wodan! ich verspürte Lust,
 Dich hinab zu andern bleichen Schatten
 In das Reich der finstern Höl zu senden.
 Wenn ich's nicht gethan, so danke dem Gastrecht,
 Das den Longobarden heilig ist. —
 Aber Euch, Ihr Helden, will ich heute
 Wahrlich kundthun, daß ein Alboin
 Dunkle Schatten nicht zu fürchten braucht,
 Und verachten darf die Lasterungen,
 Die sein Ehglück begeifern möchten.
 Ferne Zeiten sollens noch verkünden,
 Daß kein Weib auf dieser weiten Erde
 Besser wahrte ihre treue Liebe,
 Als das Weib des Königs Alboin. —
 Agner, bringe mir den Schädelbecher,
 Fülle ihn mit unserm besten Wein.
 Und Du, Sindold, sag der Königin,
 Daß ihr König ihrer hier bedarf.“
 Zögernd geht der junge Mundschenk Agner,
 Und der greise Waffenknecht des Königs
 Spricht mit zitternd tiefbewegter Stimme:
 „Alboin, mein großer Herr und König,
 Wenn auch Alle schweigen, ich — ich kann's nicht.
 O, versuche nicht die guten Götter!
 Was sie gnädig Dir an Glück gewährten
 Darfst Du selber frevelnd nicht zerstören.

Was Du sinnst, ich fühle, es ist Sünde.
 Laß Dich warnen, Herr! der alte Sindold,
 Der sein Lebelang stets treu Dir diente
 Will nicht schauen mit den alten Augen,
 Daß sein großer, heißgeliebter König
 Sich der Götter Zorn heraufbeschwört."
 Finster runzelt Alboin die Brauen:
 „Kindisch wirst Du Alter, kindisch furchtsam,
 Doch ich bin's noch nicht. Bei allen Göttern
 Was ich fest beschlossen, wird vollführt.
 Geh! Was weißt Du! Thu wie Dir geheißen!" —
 Schier verzweifelt hörts der gute Alte,
 Denn er weiß es, keine Worte mehr,
 Aendern jetzt den starren Sinn des Königs
 Und mit granddurchfurchtem Antlitz wankt er
 Langsam durch die Reih'n der edlen Gäste.

Vor den König stellte Mundschenk Agner
 Schon den unheilvollen Schädelbecher,
 Als die Königin, mit holder Anmuth
 Sich verneigend, vor den König tritt.
 Bläß zwar ist ihr Antlitz, aber ruhig,
 Stolz und königlich ist ihre Haltung.
 Goldig schimmernd wallt des Haupthaars Fülle
 Ihr herab vom Scheitel bis zur Hüfte,
 Und wie Himmelssterne, milde leuchtend
 Schauen ihre Augen auf zum Gatten.
 Und mit lieblich weicher Stimme spricht sie:

„Alboin, mein König und Gebieter,
 Gerne folgt ich immer Deinen Wünschen,
 Heute aber, heute, — o Du weißt es,
 Wär ich lieber fern dem Fest geblieben.
 Wenn Du dennoch mich hierher beschieden,
 Hattest sicher Du gewichtge Ursach
 Dies zu thun und zögern durst ich nicht
 Dein Gebot gehorsam zu erfüllen.
 Weiß ich doch, mein königlicher Gatte
 Hat noch nimmer seiner Rosamunde
 Launisch jemals etwas abverlangt,
 Was nicht billig wäre, gut und recht.“ —
 Finster starrt der König vor sich nieder:
 „Schlimm genug, wenn es Dir schwer geworden,
 Einem leichterfüllten Wunsch zu folgen;
 Denn was heute ich von Dir begehre,
 Wird Dir schwerer fallen wohl als Alles,
 Was Du je gethan für Deinen König.“ —
 Bleicher noch ward Rosamundens Antlitz
 Und sie spricht mit zitternd leiser Stimme:
 „Rede, Alboin, rede! Was verlangest Du?
 Nur ein schwaches Weib ist Deine Gattin,
 Aber ihre Liebe macht sie stark.“
 Stolz erglänzen Alboins dunkle Augen;
 Lächelnd faßt er mit der starken Rechten
 Rosamundens kleine, weiße Hand,
 Und mit seiner vollen markgen Stimme,
 Die ihr schon so oft das Herz bezaubert,

Redet er: „Wohlan, so höre mich:
 „Sieh, die Länder, die ich mir erobert,
 Preist der Mund manch länderkundger Sängers
 Als die schönsten auf der weiten Erde;
 Roth's Gold und schimmernde Juwelen
 Liegen aufgehäuft in meinem Reich'schatz,
 Und die Herrn und Fürsten großer Reiche
 Beugen willig sich vor meiner Macht.
 Aber höher noch als Macht und Schätze,
 Höher noch, als all mein Königreich,
 Schätz' ich Dich, die herrlichste der Frauen,
 Und ich könnte Alles, Alles missen,
 Blieb mir eins allein nur, Deine Liebe!
 Und die bleibt mir, dessen bin ich sicher,
 Denn wir lieben, wie in Asgards Höhen
 Ewig junge, selge Götter lieben,
 Stark und feurig und unwandelbar.
 Doch Apratin hier, der giftge Reiding
 Hat verdächtigt Deine Gattentreue
 Und mit boshaft frechem Wort gelästert:
 Nicht Dein Herr, nein, nur Dein Slave sei ich,
 Weil ich immer noch befürchten müßte,
 Daß der Schatten König Kühnemunds,
 Deine Liebe leicht verdunkeln könne.
 Nun, die Antwort, die ihm drauf gebührte,
 Die erhielt er, und gar wenig kümmern
 Könnte mich sein Reden und sein Denken,
 Wißt ich nicht, daß der Verläumdung Gifthauch

Nur zu leicht auch reine Seelen ansteckt,
 Bis sie nicht mehr unterscheiden können,
 Was da Lüge und was Wahrheit ist. —
 Du nur kannst das hindern, Rosamunde!
 Liebst Du mich so heiß, wie ich Dich liebe,
 So beweis' es meinen Helden heute
 Und kredenze jenen Becher mir." —

Säh zusammen zuckt die stolze Fürstin,
 Tiefes Roth durchströmt ihr Stirn und Wangen,
 Und dann wieder deckt ihr schönes Antlitz
 Todtenblässe und die Lippen beben
 Und die blauen Augen starren glanzlos
 Auf den Becher hin, den fürchterlichen:
 „Alboin, das kannst Du nimmer wollen,
 Nicht verlangen kannst Du, großer König,
 Daß sich also Dein Gemahl erniedrigt. —
 Zu erhaben dünkt mich unsre Liebe,
 Als daß schmutzige Verläumderworte
 Sie erreichen können und besudeln. —
 Trebeln hieß es an den ewgen Göttern,
 Trebeln an dem stolzen Geist des Vaters,
 Wollte ich sein theures Andenken
 Also schänden, wie Du mir geboten.
 O, ich kanns nicht fassen, Deine Worte
 Hab ich sicherlich nur falsch gedeutet.
 Alboin, mein guter Herr und König,
 Sprich, Du kannst so schreckliches nicht wollen!!" —
 Aber grimmig unterbricht sie Alboin:

„Doch, ich will's! Bei meinem Zorn, ich will's!
 Also daß war Deine heiße Liebe,
 Die bereit war, Schwerstes zu vollbringen
 Und vor blassen Schatten schon erbleicht?
 Weib, ermanne Dich! Sieh, meine Helden
 Schauen spöttisch schon auf ihren König,
 Der zu stolz auf Deine Liebe war.
 Rosamunde, hör, noch bitte ich,
 Nimm den Becher und kredenz ihn mir.
 Sonst — ich schwör es Dir bei allen Göttern
 Werde ich Gehorsam mir erzwingen.“ —
 Rosamunde wankt und bebend greift sie
 Nach dem Herzen, das zu springen droht.
 Da erhebt die Faust der grimme König
 Wie zum Schlag — und sie, die stolze Fürstin
 Bebt nicht länger. Kühn und königlich
 Wächst empor die herrliche Gestalt.
 Wild und stürmisch wogt der schöne Busen;
 Haßerfüllte, unheimliche Blicke
 Sprühen ihre Augen auf den König:
 „Alloin, Dein Wille soll geschehen,
 Doch verloren hast Du auch Dein Weib!“
 Und mit fester Hand den Becher fassend
 Führt sie finster ihn an ihre Lippen. —
 Ob sie trank — kein Auge hats gesehen,
 Doch sie schauderte — und weithin von sich
 Schleudert sie das gräßliche Gefäß
 Und verläßt mit stolzem Schritt die Halle. —

Dumpfes Schweigen lagert an der Tafel
 Und nun fühlt erst Alboin, ernüchtert,
 Wie abscheulich er sein Weib erniedrigt. —
 Jäh empor aus finstrem Brüten fährt er
 Und nicht achtend mehr der edlen Gäste,
 Eilt er fort ins Schlafgemach der Fürstin.
 Ach, zu spät — er findet sie nicht mehr. —
 Ruhelos entchwand die Nacht dem König,
 Ruhelos fand ihn der junge Tag.
 Von den Boten, die er ausgesendet,
 Brachte keiner ihm erwünschte Kunde,
 Keiner bringt die Königin ihm wieder.
 Ach, vergebens suchten seine Helden
 Ihn zu warnen vor Verrath und Arglist
 Des beleidigten Avarenhäuptlings
 Und dem Borne der Gepidenfürsten,
 Die geheßt von Helmigi's, dem stolzen,
 Tief die Schmach, die ihrer Fürstin wurde,
 Mitempfinden und auf Rache sännen.
 Sindold auch, der alte, fleht vergebens
 Seinen König an, sich zu ermannen.
 Grimmig weist er ihn, wie Alle, von sich;
 Keinen will er sehen, Keinen sprechen,
 Der nicht Kunde bringt von Rosamunde.
 Nur mit seinen wilden Schmerzgedanken
 Will er einsam düster Zwiesprach halten,
 Raßlos nagt die Reue ihm am Herzen
 Und wie Wahnsinn wüthet's ihm im Hirn.

Eins nur kann er fühlen noch und denken,
Eins nur hört er noch bei Nacht und Tage:
„„Alboin, Dein Wille soll geschehen,
Doch verloren hast Du auch Dein Weib.““ —

Sturmgepeitscht auf dunklen Schwingen nahte
Schon die dritte Nacht dem Ruhelosen;
Doch als endlich, seiner sich erbarmend
Ihm der Schlaf die müden Augen schloß,
Stiegen auf aus seiner hangen Seele
Grauenhafte, finstre Traumgestalten.
Lautlos auf, taucht Kühnemund, der König,
Ohne Haupt, mit blutbedecktem Rumpfe;
Seine Linke hält den Schädelbecher,
Den verhängnißvollen, doch die Rechte
Streckt er, furchtbar mahnend, himmelaufwärts.
Alboin will die Hand zur Abwehr heben,
Aber wie gelähmt sind alle Glieder. —
Nun entschwebt der schauerliche Schemen,
Doch es steigt vor dem entsetzten König
Plötzlich auf ein gräßlich Riesenweib.
Leichenfarben ist ihr Leib, der hagre
Und aus ihrem Todtenantlitz schauen
Glanzlos schwarze, fürchterliche Augen
Und mit tonlos tiefer Stimme spricht sie:

Erkennst Du, o König
Die rächende Hel?
Erkennst Du die Göttin

Des Todtenreichs?
Sie kommt, sich zu weiden
An Deinem Entsetzen
Sie kommt Dich zu holen
Hinab in ihr Reich. —

Viel mannhafte Recken
Sandte Dein Schwert mir
Doch flinke Valküren
Raubten mir wieder
Die Seelen der Helden
Und trugen sie liebreich
Nach Walhalla
Zum Göttermahl.

Dich aber, König
Kann keine mir rauben,
Denn Du entweihstest
In frevelem Hochmuth
Den Körper des Todten,
Der mir gehörte.
Und mir versallen
An Seele und Leib
Bist Du auf ewig.

Die zürnenden Götter
Sie wandten sich von Dir;
Du hast Dir entfremdet
Der Himmlischen Gunst.

Und nur Rosamunde noch
Könnte Dich wieder
Mit ihnen versöhnen,
Wenn sie vergiebt
Die erlittene Schmach.

Glaubst Du noch, Stolzger,
Sie könne vergeben?
Glaubst Du, es könne
Ein liebendes Weib
Jemals vergessen,
Daß der Geliebte
Sie herzlos beschimpft?
Nimmermehr! Nimmermehr!
Nein! Du bist mein!! —

Alboin sieht, es streckt die Fürchterliche
Ihre Knochenhände nach ihm aus
Und berührt schon fühlt er seine Schulter.
Grausen packt ihn und ein dumpfes Aechzen
Ringt sich mühsam auf aus seiner Brust.
Da erwacht er, — aber vor sich glaubt er
Immer noch zu sehn die Todesgöttin.
Immer noch mit glanzlos starren Augen
Schaut ihn an ein bleiches Frauenbild;
Doch nicht Sel mehr ist's, nein Rosamunde,
Die ihm zuruft: „Alboin, erwache!
Denn es kam die Stunde, die mich rächt.“ —

Und der König rafft sich auf vom Lager, —
 Ha, Apratins hämisch Lachen hört er,
 Und er sieht beim matten Schein der Lampe
 Leise schleichend seinem Lager nahen
 Helmigis auch, den Gepidensfürsten
 Und den starken Riesen Peredeus.
 Hastig tastend sucht die Hand des Königs
 Nach dem Schwert, dem treuen, osterproben;
 Doch verschwunden ist's von seiner Seite
 Und durchbohrt von drei gewaltgen Speeren
 Sinkt er todeswund zurück aufs Lager.

Eilig flohen längst die feigen Mörder;
 Aber vor dem Lager König Alboins
 Kniet sein Weib, die schöne Rosamunde:
 „Alboin,“ flüstert sie, „mein Herr und König
 Schau noch einmal mit den lieben Augen
 Gütig auf zu Deinem armen Weibe,
 Daß, bethört von wilden Rachegeistern,
 Dich verrathen hat an deine Feinde!
 Einst wohl schwur ich es mit heiligen Eiden
 Meinen Vater Kühnemund zu rächen,
 Doch vergessen lehrte mich die Liebe,
 Bis du selber ihren süßen Zauber
 Fortgebannt aus meinem stolzen Herzen.
 O seit jener fürchterlichen Stunde
 Stand der Schatten meines todten Vaters
 Furchtbar dräuend stets vor meinem Geiste,

Blutge Rache heischend und Vergeltung.
 Aber wisse, was ich auch gethan,
 Nimmer doch vermochte meine Seele
 Loszureißen sich von Dir, Geliebter.
 O, ich fühle, daß ich nimmer, nimmer
 Weiter leben könne ohne Dich.
 Darum kam ich, um mit Dir zu sterben. —
 Sieh, vergiftet liegt zu Deinen Füßen
 Rosamunde, Dein unselig Weib.
 Alboin, rede, kannst Du mir verzeihn?“ —

Nicht zu reden mehr vermag der König;
 Doch sein Blick sucht die geliebte Gattin,
 Und die Hand, die in der ihren ruht,
 Gibt durch leisen Druck beredte Antwort. —



Der Meistertrunk.

Vor Rothenburg an der Tauber stand
 Der Tilly mit seinem Heere
 Und hatte Boten hineingesandt,
 Die drohten mit Plünderung, Mord und Brand,
 Wenn man ihm Einlaß verwehre.

Es saßen die weisen Herrn vom Rath
 Beisammen gar sehr bekümmert.
 Die schlimme Botschaft drückte sie schwer;
 Sie wußten sich nimmer zu rathen mehr
 Und haben gestöhnt und gewimmert.

Allein Altbürgermeister Ruch,
 Der kam aus dem Rathhauskeller;
 Dort trank er manchen Tropfen gut,
 D'rum hatte er fröhlich frischen Muth
 Und schaute die Dinge heller.

„Mich dünkt,“ begann er, „werthe Herrn
Dem Schweden schworen wir Treue.
Was ich beschworen, das halt ich auch,
Und kennet hier einer and'ren Brauch,
Der wahre sich wohl vor Neue.

Die Stadt hat noch Mauern fest und stark
Und Pulver genug und Kanonen.
Drum sendet die Boten zurück zur Stund'
Und thut dem wüthigen Tilly kund,
Daß Männer in Rothenburg wohnen.

Und als die Herren im Rathhausjaal
Die mannhafte Worte vernommen,
Da schöpften sie Muth, da faßten sie Halt,
Da haben die Boten des Tilly alsbald
Den rechten Bescheid bekommen.

Doch schon am andern Tage galt
Kein Reden mehr und Rathen;
Es sandten die Tillyschen voll Verdruß
Nach Rothenburg hin manch schlimmen Gruß
Mit Bomben und Granaten.

Drei Tage lang gab es hin und her
Ein dröhnendes Rugeltanzen;
Doch in der folgenden dunklen Nacht,
Erstürmten die Feinde mit Uebermacht
Die Rothenburger Schanzen.

Da warf sich Herr Rusch mit dem ganzen Rath
Dem grimmigen Feldherrn zu Füßen:
„Herr Tilly, es fleht der Rath euch an,
Was wir gerathen, was wir gethan,
O laßt es die Stadt nicht büßen.“

Da lachte der Tilly höhnisch auf:
„Ha! Nehmt mir die Herren gefangen, —
Und morgen halt ich gerecht Gericht;
Die sämmtlichen Bürger hänge ich nicht,
Der Rath aber, der soll hangen!“

Am anderen Tage bei Sonnenschein
Gab's lustiges Bankettiren;
Dort oben im großen Rathhausaal
Saß Feldherr Tilly bei leckerem Mahl
Mit sämmtlichen Offizieren.

Dicht vor dem Platz des Feldherrn stand
Ein gar gewaltiger Humpen;
An 12 bis 13 Schoppen Wein,
Die mochten wohl nöthig gewesen sein,
Bis oben ihn vollzupumpen.

Und staunend hörte Herr Tilly bald,
Es gehe die seltsame Sage,
Herr Rusch, der Bürgermeister werth,
Der habe die's Mäßlein schon oft geleert
Bei fröhlichem Festgelage.

„Um,“ sagte Herr Tilly, „das möchte ich sehn;
Ich kann mir das Ding nicht denken.
Schafft her den Herrn und leert er den Krug
Mit einem einzigen großen Zug,
So will ich das Leben ihm schenken.“

Und als man Herrn Ruschen herbeigebracht
Und ihm den Ausspruch gedeutet,
Da sprach er bedächtig: „Ich bin nicht mehr jung
Drum deucht mir, Herr Tilly, gefährlich der Trunk,
Zu dem ihr mich heute verleitet.“

Doch denke ich, daß ich den Humpen wohl
Mit einem Zuge noch leere;
Nur wollet auch gnädig den Rathsherrn sein;
Denn sollte ich retten mein Leben allein,
Das brächte mir wenig Ehre.“

„Nun wohl denn,“ sprach Tilly gut gelaunt —
— Und hin auf den Humpen weist er —
„Wenn ihr den Meistertrunk vollführt,
Dann sei auch der ganze Rath salvirt.
Nun trinket Herr Bürgermeister!“

Da hatte Herr Ruch gar frohen Muth
Und nahm sich den Humpen, den vollen,
Und setzte ihn kühnlich an den Mund
Und ließ behaglich durch seinen Schlund
Den Rheinwein hinunterrollen.

Und als er den Humpen abgesetzt,
Da war kein Tropfen mehr drinnen.
So brachte Herr Rausch sein Stücklein durch
Auf daß die Rathsherrn von Rothenburg
Mit ihm das Leben gewinnen.

Wohl war er balde nach solcher That
Als wie im Schweiß gebadet;
Doch giebt Frau Chronica uns Bericht:
„Sonst hat das furchtbare Trinken nicht
Dem wackeren Herrn geschadet.“

Die Rathsherrn aber, die wußten ihm
Nicht Dankes genug zu sagen
Und Freudengäßchen so heißt noch heut
Die Straße, durch welche ihn fröhliche Leut'
Mit Gauchzen nach Hause getragen.



Balders Freiwerber.

Durch des Himmels Wolkenpforten
Steigt hinab zur Erdenwelt
Goldgerüstet, freundlich lächelnd
Sonnenstrahl, der durst'ge Held:

„Geda Wirthshaus! Schöne Erde,
Balder schickt mich, Dich zu frei'n;
Müde bin ich von der Reise,
Schenke mir zu trinken ein.“

Aber ach, die schöne Erde
Schläft in einem Bett von Eis
Und vor ihrer Thüre wachend,
Hockt ein Riese alt und weiß.

Winterfroßt, so heißt der alte
Zauberfundi'ge Galan,
Der in Schlaf gebannt die Erde,
Doch sie nimmer wecken kann.

Als Held Sonnenstrahl ihn anschaut
Mit dem Blick voll Licht und Gluth,
Fängt der Alte an zu blinzeln
Und ihm wird ganz weich zu Muth:

„Zieh in Frieden goldgelockter
Feuerblüt'ger Sonnensohn!
Todt ist längst die schöne Erde,
Al' ihr Leben ist entflo'h'n.

Um die Schöne zu gewinnen,
Hab' ich sie in Schlaf gebannt;
Doch mein Zauber war zu kräftig
Und zu kalt war meine Hand.

Schau aus hellen Eiskrystallen
Hab ich ihr den Sarg gemacht
Und bei ihrer Leiche wachen
Will ich ewig Tag und Nacht.“

Aber Sonnenstrahl, der kühne
Hört ihn an und lacht dazu:
„Ja Du machst sie nicht lebendig
Winterfroßt, du armer du.

Mir jedoch hat Balder selber
Seine Zauberkraft verliehn
Und mein Blick schafft neues Leben
Und mein Athem neues Blüh'n.“

Freudig hört's der alte Riese
Und sein Herze schneller schlägt;
Denn er fühlt es schon ganz deutlich,
Wie sich sacht die Erde regt.

Und er hört die Lerchen singen
Und auf Wiesen und auf Au'n
Sieht er schon manch fettes Gräschen
Scheu hinauf zum Himmel schaun.

Und ein unbestimmt Erinnern
Ihm das alte Hirn durchbebt;
Ach ihm ist, als hätt' er einmal
Solchen Zauber schon erlebt.

Doch er grübelt d'rob nicht lange,
Weiß er doch zu dieser Frist,
Daß die Erde nicht gestorben,
Daß er selbst kein Mörder ist.

Ach, die alten Augen werden
Ihm vor tiefer Rührung naß
Und es weint der gute Alte,
Weint und weint ohn' Unterlaß.

Seine Freudenthränen rinnen
Unaufhaltsam mehr und mehr,
Bis er selber fortgeschmolzen
Scheint auf Nimmerwiederkehr.

Doch aus blauem Himmel schwingt sich
 Balder nun in Götterpracht
 Und er küßt die schöne Erde
 Und der Zauber ist vollbracht.



Felix.

Der Felix schlich um Gretchens Haus
 Und sah so scheu, so ängstlich aus,
 Als hätte er Böses im Sinne.
 Im nahen Walde aber sang
 Ein lustiger Fink mit hellem Klang:
 „Nur Muthigen lacht die Minne;
 Wer wagt gewinnt!“

Und rings auf üppigem Wiesengrund,
 Da blühten viel Blümchen licht und bunt
 Dem schüchternen Felix zu Füßen.
 Und ihre Neuglein im Morgenthau
 Die bligten so schelmisch und lachten so schlaun
 Mit nicken und winken und grüßen:
 „Wer wagt gewinnt!“

Da hat sich der Felix rasch gebückt
 Und hat einen duftigen Strauß gepflückt,
 Den wollte er Gretchen bringen.

Da plötzlich sah er sie vor sich steh'n,
Fast wollten vor Schreck ihm die Sinne vergeh'n.
Doch zog ihm durch's Herze ein Klingen:
„Wer wagt gewinnt!“

Und als er ihr reichte die Blumen dann,
Da sah ihn schön Gretchen so freundlich an,
Daß ihm zu Muthе gewesen,
Als ständen in ihrem sonnigen Blick,
Ganz deutlich, verheißend viel wonniges Glück,
Die Zauberzeichen zu lesen:
„Wer wagt gewinnt!“

Da ward der Felix bald blaß, bald roth,
Nun mußte er reden, und wär's sein Tod.
Er hat sich nicht länger besonnen.
Bald ward es Fink und Blumen fund
Wie er von Gretchens rosigem Mund
Zulezt viel Küsse gewonnen.
Wer wagt gewinnt.



Jung Kennchen.

Jung Kennchen ging in den grünen Wald,
 Da hörte sie jauchzen und singen
 Und Mädchen und Bursche sah sie bald
 Gar lustig tanzen und springen.
 Jung Kennchens Herze, es pocht so laut,
 Als sie den anderen zugehaut.

Da trat ein junger Bursch zu ihr
 Mit Augen feck und helle:
 „Jung Kennchen komme und tanz' mit mir,
 Heut bin ich dein Geselle.“
 Jung Kennchen, hast du es wohl bedacht,
 Das Tanzen hat manche zu Fall gebracht! —

Jung Kennchen dachte gewiß nicht d'ran;
 Sie dachte nur an das eine:
 „Jetzt tanzt der allerschönste Mann
 Mit mir, mit mir alleine.“
 Jung Kennchen behüte dein Herze fein,
 Sonst wird es gar halbe verzaubert sein. —

Die Nacht brach an und Reigen und Sang
 War längst, schon längst verklungen;
 Da gingen noch zweie den Wald entlang
 Und hielten sich fest umschlungen.
 Jung Kennchen, du hast gar heißes Blut,
 Das Küssen im Dunkeln, es thut nicht gut.

Zwei Jahre gingen darüber hin;
 Jung Kennchen erkennt man kaum wieder.
 Bläß ist ihr Antlitz und ernst ihr Sinn
 Und hager die üppigen Glieder.
 Ihr Blick nur leuchtet hell und warm
 Herab auf das Kind in ihrem Arm.

Und als sie kam in den Wald hinein
 Da hat sie leise gesprochen:
 „Hier hat er geschworen mir treu zu sein,
 Der mir die Treue gebrochen.
 Wie rasch entschwandest du selige Zeit!
 Wie kurz war die Wonne, wie lange das Leid!

Doch wäre ich heute jung Kennchen noch
 Und käme derselbe Geselle,
 Ich würde ihn Herzen und küssen doch;
 Ich wäre sein eigen zur Stelle,
 Und müßte mein Herz auch noch ein Mal
 Erdulden die ganze unsägliche Qual.“



Lebensregel,

Aus flücht'gen Augenblicken baut
Sich auf das ganze Leben,
Und wer der Zukunft nur vertraut
Dem wird es wenig geben.

Nur was die Gegenwart gewährt
Wird voll und ganz empfunden.
Dies hat das Leben mich gelehrt
In vielen guten Stunden.

Der Gott, der mir die Kraft verleiht
Zu schaffen und zu streben,
Hat auch die kleinste Spanne Zeit
Mir nicht umsonst gegeben.

Doch Streben ohne Lebensmuth
Wird bald, ja bald erschlaffen.
Und Schaffen ohne Herzensgluth,
Bleibt nur ein halbes Schaffen.

Drum was der Himmel über mich
An Sonnen hat ergossen,
Das habe ohne Säumen ich
Durchlebt und frisch genossen.

Es soll mein Geist nie müßig sein
Und nie mein Herz erkalten
So lang ich leb', will ich bereu'n,
Wo anders ich's gehalten.

Und soll auch mir einst Noth und Leid
Den Lebensweg verdunkeln,
Wird noch die Lust vergangner Zeit
Mir Licht im Herzen funkeln.



Der Liebsten,

Wie der Champagner
Im blinkenden Glase
Leuchtende Perlen
Aufsteigen läßt,
Steigen, o Liebste
In deinem Köpfchen
Ewig wechselnde
Blickgedanken
Unaufhörlich
In die Höhe.
Und wie Champagner,
Beim leisesten Anstoß,
Braust deine Seele
Schäumend empor.
Aber ich preise
Die leichte Gährung.
Süß, wie der perlende
Goldene Schaumwein

Schmecken, o Liebste
 Die feurigen Küsse,
 Die Du mir spendest
 Zur Versöhnung. —



Im März.

Die Wunder, die mir die Fremde bot
Sie sind verblaßt allmählig.
Zerbrochen hab' ich den Wanderstab;
Was mir an Wonnen die Heimath gab,
Macht mich für immer seelig.

Nur wenn im März hier Schnee und Eis
Allmählig fachte verschwindet,
Und wenn aus Wolken, schwer und fahl
Ein erster wärmender Sonnenstrahl
Mir baldigen Frühling verkündet, —

Dann sonniger Sünden denke ich dein
Und träume von alten Zeiten.
Dann regt sich leise in meiner Brust
Die alte wonnige Wanderlust
Und will mich zu dir geleiten.

Doch all' der Zauber kann nicht mehr
 Mich fort von hier bewegen.
 Zu lieb ist mir mein eigen Haus,
 Nur meine Gedanken ziehen hinaus
 Dem nahenden Frühling entgegen.



Ein Frühlingsmorgen.

Weichwarme Frühlingsluft
Weht durch die Hecken.
Vogelsang, Weichenduft,
Kam, uns zu wecken.

Saatengrün, Sonnenschein!
Lenzfrische Geister
Dringen durch's Fenster ein
Dreister und dreister.

Lenzeslust, Lenzesglück
Strömt auf uns nieder.
Liebste dein lichter Blick
Spiegelt sie wieder.

Lenzeslust, Lenzesglück
Blieben d'rin hängen
Liebste dein lichter Blick
Hat sie gefangen.

Und all' der Sonnenschein
Hat mein sein müssen;
Denn von den Augen dein
Durst' ich ihn küssen.



Waldlied.

In Waldesschatten, auf schwellendem Moos,
Wie läßt sich's so lieblich träumen,
Wenn zwischen der Wipfel dunkeltem Grün
Die leuchtenden Wölkchen vorüberziehn,
Auf tiefblauen Himmelsräumen.

Wenn's rings dann duftet und flüstert und rauscht
In Tannen und Birken und Föhren,
Dann mein ich tief innen im Gemüth,
Nachklingend ein zaubergewaltiges Lied
Voll himmlischer Wonnen zu hören.

Mir ist, als könnte die Seele dann
Geheimste Dinge erlauschen,
Und oftmals will es mich dünken schier,
Daß Erde und Himmel mitssammen hier
Viel seelige Küsse tauschen.



Aus meinen Flegeljahren.

Ich weiß nicht, was mit mir geschehn.
 Ich glaub' mir liegt's im Blut.
 Mir schien die Welt noch nie so schön,
 Noch nie so froh mein Muth.
 Es jauchzt in meiner Seele laut:
 „Ich bin ein Mann, ein Mann!
 Mit holden Mädchenaugen schaut
 Die ganze Welt mich an.“

Die grauen Wolken, das grüne Meer,
 Des Flußes braune Fluth,
 Sie strahlen aus, rings um mich her,
 Geheimnißvolle Gluth.
 Und wenn der Himmel prächtig blaut,
 Denk' ich erst recht daran,
 Mit holden Mädchenaugen schaut
 Die ganze Welt mich an.

Wem gebe ich, oh schwere Wahl
 Mein armes Herze hin?
 Die schönen Mädchen allzumal
 Verücken mir den Sinn.
 Mich fesselt jede Lieb und traut
 In ihren Zauberbann.
 Mit holden Mädchenaugen schaut
 Die ganze Welt mich an.

„Doch was das schlimmste ist dabei
 Kommt eine mir zu nah,
 Dann steh' ich blöde, stumm und scheu,
 Als wie ein Dummkopf da.
 Dann pocht mein Herz so überlaut,
 Daß ich nur denken kann:
 „Mit holden Mädchenaugen schaut
 Die ganze Welt mich an.“



Der Tanz.

Lieblieh sich wiegen,
Schweben und fliegen
Auf rhythmisohen Tönen,
Wenn in den Arm mir
Reizende Schönen
Schüchtern sich schmiegen:
Sagt mir, wo giebt es
Ein holder Vergnügen.

Freier und schneller,
Leichter und heller
Schlagen die Herzen.
Ringsum erklingt bald
Lachen und Scherzen.
Kräftiger regt sich
Fühlen und Denken;
Alles bewegt sich.

Leuchtender glühen,
 Rosiger blühen
 Augen und Wangen,
 Wenn sich die Blicke
 Suchen und fangen.
 Wenn sich die Seelen
 Heimlich gestehen,
 Wen sie erwählen.

Und wenn dann schweigen
 Flöten und Geigen,
 Hört man die Mädchen
 Flüstern und kichern
 Wie schnurrende Mädchen;
 Aber die Knaben
 Preisen dann durstig
 Auch Bacchus Gaben.

Jugend, du fröhliche,
 Sorglose, selige!
 Wenn dir die Alten
 Den wirbelnden Reigen
 Lächerlich schalten, —
 Sind diese bösen
 Tanzesverächter
 Nie jung gewesen.



Auf der Düne.

Liebchen grollte und stumm und besangen
Sind wir hinaus auf die Düne gegangen.
Heimlich bewegte Wald und Meer,
Schien mir, seeliges Liebesverlangen.

... Säuselnde Lüftchen, von Dichtenduft schwer,
Hoben und senkten sich um uns her;
Goldener Sonnenschein lagerte helle
Ueber dem Land und dem träumenden Meer.

„Liebste sieh nur, wie Welle um Welle
Schmeichelnd und kosend in leichtem Gerölle
Spielt mit dem blizenden Dünensand,
Küsse wechselnd heimlich und schnelle.

Sollte man's glauben, daß Meer und Land
Wieder sich liebend zusammenfand?
Gestern noch, schien es, auf beiden Seiten,
War das Verhältniß gar arg gespannt.

Nach seit alten, uralten Zeiten
Wissen die beiden gar herzhast zu streiten;
Aber sie lieben so dauerhaft,
Daß dergleichen nichts hat zu bedeuten.

Gestern noch hatten mit dräuender Kraft
Schäumende Wogen empor sich gerafft
Und durch den Wald klang Aechzen und Toben
Wilder unbändiger Leidenschaft. —

Gestern standen auch wir hier oben
Und der Sturm der sich rings erhoben
Drang auch in unsere Seelen hinein,
Hatte auch unsre Gemüther umwoben.

Doch, wenn wir stritten o Liebchen sein,
War es doch sicher nur deshalb allein,
Weil es so süß' ist, sich wieder vertragen
Weil es so schön ist, zu verzeihn.

Brauchst nur die Augen aufzuschlagen
Liebchen und Meer und Land zu fragen,
Warum beides so sonnig lacht
Und sie werden dasselbe dir sagen.

Was auch gestern den Sturm entfacht,
Wohl vergaßen sie's über Nacht;
Haben sich alles, alles vergeben,
Weil das Vergeben so glücklich macht.



Also sprach ich und mit Beben
 Sah ich Liebchen den Blick erheben
 Und als ich faßte die kleine Hand
 Ließ sie's geschehn ohn' Widerstreben.

Und das lachende sonnige Land
 Und die blinkenden Wellen am Strand
 Haben es sicher bemerkt und gesehen
 Wie ihr Beispiel Nachahmung fand.



Schweigen an der Amath.

Laß' Dir berichten, o Muse, vom göttergesegneten
 Schujen,
 Drin ich weilte zwei Tage, zwei wundervoll sonnige
 Tage.
 Zwei mal neun Stunden zwar kostete mich die Hin-
 und die Rückfahrt;
 Jämmerlich fühl' ich zerrüttelt noch heute das ganze
 Gebein schier
 Und in der Kehle noch stecken mir riesige Mengen
 Chausseestaub;
 Aber ich segene dennoch den guten Gedanken der Gattin,
 Der mich entführt aus der Vaterstadt sandüberschüttetem
 Boden,
 Hin in ein wunderbar reizendes Fleckchen der baltischen
 Heimath.
 Immer noch steht mir vor Augen, das lachende grüne
 Gefilde,

Rings umrahmt von den dunkeln, Laubwald bewachsenen
Höhen.

Alle die üppigen Wiesen, die wogenden Felder erschau ich,
Wie sie, umflossen von Sonnenglanz, freundlich den
Wanderer grüßten.

Vielfach gewunden dazwischen leuchtet der saubere Wiesweg
Und von dem höchsten der Hügel schaut friedlich ein
Kirchlein herüber.

Zierliche Birken und Eschen und dunkle Tannen und
Erlen,

Wandeln, so scheint es, vergnüglich in traulichen Grup=
pen thalabwärts,

Um sich dort unten zu schaaren, geheimnißvoll rauschend
und flüsternd,

Dicht um die lustige Amath, die klar und stille da=
hinfließt,

Munter im Bette, dem steinigen, spielend mit kleinen
Forellen

Und auch rastend mitunter an breiteren tieferen Stellen,
Wo sich die Büsche verneigen vor ihr und sie küssen
mit Anmuth,

Oder wo schattige Tannen ihr schaurige Märchen erzählen
Und wo die Wasser=Ros' träumend sich wiegt auf den
dunkeln Fluthen.

Dort auch geschah es, daß mir begegnet ein liebliches
Wunder.

Ohnungslos ging ich dahin mit der Gattin am buschigen
Ufer.

Da, ganz plötzlich, vernahmen wir munteres Scherzen
und Lachen
Und, als ich hinsah, erblickt' ich am Wasser zwei nied-
liche Nymphen,
Die, sich vom Bade erholend, dort ruhten auf blumigem
Rasen.
Weiße Gewandung verhüllte nur leicht die schlanken
Gestalten
Und ihr blondes Gelocke erglänzte wie Gold in der
Sonne.
Wie durch Zauber gebannt blieb ich stehn bei dem lieb-
lichen Anblick.
Rasch jedoch zog mich die weisere Gattin vorbei an der
Sichtung;
Denn zu gefährlich erschien ihr die anmuthig holde
Erscheinung.
Später versuchte die Schlaue mir wohl zu beweisen mit
Klarheit,
Daß ich nur sterbliche Menschen erschaute am Ufer
der Amath;
Aber ich glaube nicht dran, ich glaube an himmlische
Nymphen;
Schwing' nun auf dich, o Muse, zu fröhlichem Fluge
nach Schujen,
Daß du es selber erschauen magst, wie ich berichtet
nur Wahrheit.
Grüße die Wälder, die Fluren und alle die Menschen,
die lieben,

Die uns dort gastlich beherbergt und wunderbar fröh-
lich gestimmt uns.

Grüß' mir Schloß Schujen und grüß' mir des Cicero
freundliches Pfarrhaus.

Aber vor allem vergiß nicht die reizenden Nymphen
der Amath.



Text zu einem Lied ohne Worte von Hiller.

Aus den vermischten Clavierstücken op. 66, 2tes Heft.

Oft erfaßt uns tiefes Bangen
Wenn das letzte Grün verdirbt,
Wenn vom Winterhauch, umfangen
Alles Schöne elend stirbt.

Was da blüht und lebt auf Erden
Muß verwelken und vergehn,
Muß zu Staub und Asche werden,
Um verjüngt aufzuerstehn.

Siegreich dringt die Frühlingssonne
In der Gräber finstre Nacht,
Bis sie neue Lebenswonne,
Neues Blühen hat entfacht.

Wenn sich neu die Form entfaltet,
Kann der Geist in nichts verwehn?
Nein, der Geist, der in uns waltet,
Kann die Ewigkeit verstehn.



Beim Tode eines kleinen Mädchens.

Bald schmückt die alte Erde
 Sich neu mit lenzgrünem Kleid
 Und läßt viel Blumen sprießen
 Wohl über manch altes Leid.
 Doch dich, du süße Kleine
 Mit dem lieblichen Blumengesicht,
 Mit den sonnigen großen Augen,
 Dich gönnte die Erde uns nicht.

Sie wollte weich dich betten
 In ihren eignen Schooß,
 Weil sie dich gar zu lieb hat
 Reiß sie dich von uns los.
 Bald ruhst du wohl geborgen
 In ihrem treuen Arm.
 Du solltest nimmer erfahren,
 Was Noth ist, Leid und Harm.

Doch wenn auf deinem Grabe
 Manch buntes Blümchen blüht
 Und wenn die Lerchen singen
 Ihr Auferstehungslied,
 Dann zieht auch deine Seele
 Hinaus in den Sonnenschein
 Und wird die Lieben trösten,
 Die treu gedenken dein.



Erinlied.

So mancher sieht nur Noth und Qual
Und macht die Welt zum Jammerthal
Und denkt nur Abgeschmacktes.
Woher das kommt? Ich sag es dreist:
Es trinkt der Mensch zu wenig meist
Und ißt zu viel Compactes.

Das nimmt ihm allen frohen Muth,
Das schafft ihm dickes, schweres Blut
Und läßt sein Herz verstocken.
Ein Mensch, der seinen Durst verkennt,
Ist wie ein Docht, der trübe brennt
Und qualmt, wenn er zu trocken.

Wer dieser Wahrheit sich verschließt
Und sich nichts auf die Lampe gießt
In jeder durst'gen Stunde,
Der wandelt bald in Dunkelheit
Und geht in Trockenheit und Leid
Erlendiglich zu Grunde.

Es würde niemand Pessimist,
 Wenn jeder brav zu trinken wüßte,
 Was doch so leicht, so leicht ist.
 Es ist das feuchte Element,
 Das, was den Geist vom Staube trennt;
 D'rum lebe hoch, was feucht ist.



Ceres.

„Ceres, du liebliche, undankbar dünkt mich die
Menschheit,
Wenn sie behauptet, daß Gerstensaft schlechter, wie
Wein sei.

Freilich, es priesen die Zecher der Alten nur Bacchus,
Weil sie seit Noah schon wußten, daß Traubenblut
fein sei;

Aber, nicht kennend die Geister der goldenen Kornfrucht,
Wußten sie nur, daß sie nützlich zum Futtern allein sei.
Hätte man damals getrunken schon schäumenden Bierstoff
Und es erfahren, welch' flüssiges Feuer darein sei,
Hätte Anakrion selber verkündet der Welt schon,
Daß ein bezaubernd Getränk, oh Herrliche, dein sei.
Da aber nimmer dergleichen geschehen, so meint man,
Daß es nicht classisch genug, nicht gebildet und fein sei,
Wenn man im Liede verherrlicht die kräftige Labfal.
Mich aber dünkt es, daß solches Bedenken gar klein sei.
Ceres, dein Gerstenblut preis ich als göttlichen Nektar,
Den du gegeben, daß geistig verschönt unser Sein sei.

Gnädig den weinlosen Nordländer schütztest du Göttin,
Daß auch dem Durstigsten nimmermehr Durst eine
Bein sei.

Hoch zwar schätze ich Bacchus, doch Ceres, dich lieb ich.
Denke auch mancher, daß dieser Geschmack recht ge=
mein sei,

Nimmer zu hindern vermag ich's und sage es jedem,
Daß mir dein Göttertrank, Ceres, meist lieber, als
Wein sei.



Gerstensaft.

Du fröhlich schäumendes Gerstenblut,
 Du Urtrank der Germanen,
 Dir sind wir von ganzer Seele gut;
 Einst war der Geist, der in dir ruht,
 Ein Schutzgeist unseren Ahnen.

Bei süßen Weinen voll südlicher Gluth
 Wären sie elend verdorben.
 Die alten Germanen tranken zu gut;
 Sie wären bei ihrem durstigen Muth
 Wohl alle als Säufer gestorben.

Du aber hast dich stets bewährt
 An Ritter, wie Bürger und Bauer.
 Du hast den Alten das Leben verklärt,
 Du hast sie erheitert, gestärkt und genährt
 In Zeiten der Lust und der Trauer.

Du lebstest mit ihnen viel hundert Jahr
 Und sahst sie was Tüchtiges werden
 Und als du dann gefreiet gar
 Jung Hopfenblütthe, das Fräulein rar,
 Da wurdest du mächtig auf Erden.

Ein stolzer Erobrer zogst du ein
 In alle Länder und Zonen.
 Die Schnäpse kriegst du mählich klein,
 Schon zittert selbst der König Wein
 Für seine treuesten Nationen.

Doch nur wo deutsche Sprache klingt,
 Dort schätzen dich recht die Leute.
 Wo deutsches Lied zum Herzen dringt,
 Wo deutscher Geist nach Fortschritt ringt,
 Dort bist du zu Hause noch heute.



Trinklied.

Ihr Brüder, seid ihr stark und jung,
 So schweigt von kleinen Sorgen;
 Erblühet doch auch Lust genug
 Uns neu mit jedem Morgen.
 Das, was uns quält, vergessen wir
 Im trauten Becherkreise.
 Bei rothem Wein und goldnem Bier
 Klingt lustig unsre Weise:
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein!
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“

Wer noch sein junges Leben liebt,
 Der laß' sich's nicht verschwärzen,
 So lang es Malz und Reben giebt
 Und treue Freundesherzen.
 Und wer da krank ist, hoffe kühn
 Von neuem zu gesunden.
 Es hat uns Noah und Gambrin
 Die Heiltränklein erfunden:
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein!
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“

Trägt einer aber tiefes Leid,
 Das nichts vermag zu heilen,
 Dann Brüder alle seid bereit,
 Den Schmerz mit ihm zu theilen.
 Geht, tröstet ihn und macht ihm Muth,
 Sich von dem Leid zu trennen;
 Und in der Freundschaft heil'ger Gluth
 Wirds endlich doch verbrennen.
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein,
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“

Und fällt uns einst der blasse Tod,
 Muß jeder sich ihm beugen;
 Doch unsres Durstes schwere Noth
 Soll keiner ihm verschweigen.
 Dann wird der brave Senfenmann
 Uns sicher dahin bringen,
 Wo man was Gutes trinken kann;
 Beim Lethe soll's dann klingen:
 „Schenk ein den letzten Trunk, schenk ein!
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“



Champagner.

Perlender Schaumwein!
Nimmer vergebens
Dringt in das Traumsein
Stoßenden Lebens
Heiter dein Geist,
Der aus den Banden
Der Sorge uns reißt.

Von der Champagne
Gesegneten Gauen,
Von ihrem Himmel,
Dem klaren, dem blauen
Singst du ein Lied,
Das durch die Seelen
Wie Sonnenschein zieht.

Dort, in der Heimath
An üppigen Reben
Trank deine Traube
Sprudelndes Leben.

Goldener Wein,
Sonnige Geister
Sogst du dort ein.

Was du empfangen
An flüssigen Gluthen,
Läßt du für uns jetzt
Freudig verbluten.
Gibst uns dahin,
Kind der Champagne,
Den heiteren Sinn.

Seelig Beginnen,
Seeliges Sterben.
Geister gewinnen
Und Geister vererben.
Tief in dir glüht,
Perlender Schaumwein,
Dichtergemüth.



Rheinwein.

Goldenes Nebenblut vom Rhein,
 An deiner Wiege, der wogenumwallten
 Raunen rastlos die Nixen und Nicken
 Wunderfame gewaltige Weisen.
 Sie singen von alten stolzen Geschlechtern
 Von hohen Helden und heiteren Sängern,
 Von minnigen Maiden und machtvollen Fraun,
 Die dort gelebt und geliebt und gelitten,
 Und alte Wunder rufen sie wach.
 Dann recken die Nebenranken die Köpfelein
 Und lauschen lautlos den lockenden Sang.
 Dann saugen sie seelig mit allen Sinnen
 In durstigen Zügen den Zauber ein,
 Und fester senken sie in den Felsgrund
 Tiefer und tiefer die treibende Wurzel
 Und tragen empor zur schwellenden Traube
 Die schimmernden Schätze, die drunten schlafen.
 Dort unten im Grunde des alten Rheins
 Ruhet noch immer das rothe Rheingold;

Aber in funkelndes, flüssiges Feuer
 Ward es verwandelt durch liebliches Wunder
 Und schaffet nicht Unheil mehr noch Schaden.
 In dir, du Rheinisches Nebenblut,
 Glühst und glänzt es geklärt und vergeistigt
 Und bezaubert uns selbige Becher.



Roselblümchen.

Roselblümchen!
 Lieblich leuchtend
 Wie flüssiges Mondlicht
 Blickst du mich an.
 Nicht sprühenden Geist,
 Noch heraufschendes Feuer
 Weißt du zu spenden.
 Doch über dir schwebt
 Ein zarter, duft'ger,
 Poetischer Hauch;
 Dein Kindergemüth
 Virgt heimlichen Zauber,
 Der leise, doch sicher
 Die Herzen der Becher
 Behaglich erwärmt
 Und dir gewinnt.



Grüneberger.

Auch du, verläumdetes Schlesierkind,
Entstammst dem stolzen Geschlechte der Reben,
Und bist du auch nicht so süß und lind
Und feurig, wie deine Schwestern sind,
So zeigst du doch gährendes Leben.

Und eines sogar voraus hast du
Vor sämmtlichen Weinen auf Erden.
Du hast das meiste Talent dazu,
Ganz ungekünstelt, in aller Ruh
Ein tüchtiger Essig zu werden.



Ein feuchtes Lied zum Preise der Trockenheit

nach der Melodie: Mich ergreift ich weiß nicht wie.

Brüder feucht bis auf den Grund
Haltet euch die Seele,
Daß der nöthige Humor
Nie darinnen fehle.
Ohne ihn, das glaubt mir nur,
Sind wir arme Wichte
Und das Leben schauen wir
Nie im rechten Lichte.

Doch das Trockne laß't uns auch
Nicht heruntersetzen;
Denn das Trockne lehrt uns erst
Recht das Feuchte schätzen.
Auch bei'm feuchtesten Humor
Sind wir schlecht berathen,
Wenn uns trockner Ernst gebricht,
Wo es gilt zu thaten.

Trocken, seht, ist auch die Gluth
 Unserer lieben Sonnen;
 Doch im Feuchten schafft sie stets
 Friische Lebensmonnen.
 Nur der dürrn Wüsthenei
 Bringt sie Noth und Qualen;
 Wo sie nichts zu trinken kriegt,
 Weiß sie schlecht zu zahlen.

Wär' dagegen flüßig nur
 Alles auf der Erden,
 Würden wir wohl allzumal
 Stumme Fische werden.
 Und bestände auch dies Maß
 Aus Champagner-Fluthen;
 Jedem wäre das zulezt
 Doch zuviel des Guten.

Ach, und schönen ächten Durst
 Könnt es gar nicht geben,
 Niese nicht die Trockenheit
 Solchen Durst in's Leben.
 Darum, darum schon allein,
 Läßt sich's nicht bestreiten:
 Nöthig sind im Schöpfungsplan
 Auch die Trockenheiten.

Laßt uns denn das rechte Maaß
 Suchen stets und finden,
 Feuchtigkeit mit Trockenheit
 Nichtig zu verbinden.
 So nur kann ein jeder sich
 Schützen vor Gefährde,
 Daß er nie versumpfen mag,
 Noch zu trocken werde.



Tafel - Lied zum Stiftungs - Tag der Rigaer Liedertafel 1878.

O Riga, theure Vaterstadt,
Was ist's, was dir gewahret hat,
Den treuen Bürgerfinn zumeist,
Der stark noch heute in uns kreist
Und stets den rechten Weg uns weist?
Das ist der deutsche Geist, der deutsche Geist!

Was läßt uns glühen immerdar
Für das, was gut ist, schön und wahr?
Was treibt uns froh zu Spiel und Scherz?
Was giebt uns Muth in Leid und Schmerz?
Was macht uns standhaft allerwärts?
Das ist das deutsche Herz, das deutsche Herz!

Was aber stetig Herz und Geist
Entflammt und fest zusammenschweißt,
Auf daß das Herze nie verglüht,
Auf daß der Geist stets Funken sprüht, —
Was uns erhält, ein deutsch Gemüth,
Das ist das deutsche Lied, das deutsche Lied,

Drum sei das Lied uns auch fortan
 Ein wunderthät'ger Talisman.
 Doch wißt's ihr Sänger groß und klein,
 Wollt ihr euch recht der Lieder freun,
 Dann dürfen sie nicht trocken sein.
 Tränkt sie mit deutschem Wein, mit Wein vom Rhein.



Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Rigaer Liedertafel 1879.

Wenn der Chor der Tafellieder
Durch die Liedertafel klingt,
Steigt ein Geist zu uns hernieder,
Der uns holden Zauber bringt.
Wißt ihr's Säng' er, wie er heißt?
Harmonie heißt dieser Geist. —

Gleichgestimmte Seelen findet
Er in uns'ren frohen Reihn
Und die Gluth, die er entzündet
Läßt uns froh und glücklich sein.
Was uns fesselt und bedrängt,
Wird durch seine Macht gesprengt.

Was die Seelen uns begeistert
Und die Herzen uns entfacht,
Wird durch Worte nicht bemeistert,
Nicht in Worten ausgedacht.
Nein, in Tönen liegt die Kraft,
Die dem Wort erst Flügel schafft.

In des Liedes vollen Tönen
Schwingen wir uns himmelan
In das Reich des ewig Schönen,
Das uns löst von jedem Bann.
O, dann weicht so weit, so weit,
Alle Sorge, alles Leid.

Im Gesang drum laßt uns ziehen
Zu der Schönheit Zauberwelt,
Wo die Blumen ewig blühen,
Stets von Sonnenglanz erhellt.
Und voll Andacht beugt das Knie
Vor dem Geist der Harmonie.

Begrüßungslied zum Sängerfest in Riga 1880.

Seit Riga euch grüßte zum letzten Mal
 Ihr trauten Sangesgenossen,
 Sind Tage und Stunden sonder Zahl
 In's Meer der Zeiten geflossen.
 Doch was die Seele uns durchglüht
 In jenen Weihetagen,
 Davon weiß heute noch manch Gemüth
 Zu singen und zu sagen.

Noch schlägt das Herz in unsrer Brust
 Für alles Hohe und Schöne;
 Noch trägt uns ächte Sängerkunst
 In's ewige Reich der Töne.
 Und ward auch manches Haupt schon grau,
 Die Geister sind jung geblieben.
 Wir wissen Musik, die holde Frau,
 Von ganzem Herzen zu lieben.

Die alte Zeit ist neu erwacht
 In unsrer Stadt, der alten.
 Hört, wie sie jubelt, singt und lacht!
 Sie hat euch lieb behalten.
 Seid uns begrüßt aus Herzensgrund,
 Ihr theu'ren nordischen Brüder.
 Laßt uns erneuern den alten Bund
 Durch neue selige Lieder.



Tafellied.

Mel.: Ich bin der Dr. Eisenbart u.

Der erste Mensch war von Natur
 Geschaffen nicht wie wir;
 Nein, Adam war — nach Darwin — nur
 Ein häßlich stummes Thier;
 Und als der Herr ihn angesehen
 Valleri juchheißassa!
 Da sprach Er: „Ei, Du bist nicht schön!“
 Valleri juchhe!

Drauf drückt' der Herr die Schnauz' ihm ein
 Und macht' ihm einen Mund;
 Und gab ihm eine Stimme fein,
 Die reden und singen kunnt;
 Und Adam redete und sang
 Valleri juchheißassa!
 Und freute sich, wie schön das klang,
 Valleri juchhe!

Doch merkte Adam bald erschreckt,
 Daß Singen durstig macht
 Und hat, weil Wasser ihm nicht schmeckt'
 Sich andren Trunk erdacht:
 Ob's Meth war oder Apfelwein —
 Valleri juchheißassa!
 Das weiß man nicht, doch Geist war drein.
 Valleri juchhe!

Als nun zu trinken er begann,
 Da ward das Herz ihm wach;
 Ein tiefes Sehnen packt' ihn an,
 Er wußte nicht wonach?
 Da rief er: „Herr, erbarm' Dich mein!“
 Valleri juchheißassa!
 Und laß mich nicht so ganz allein —
 Valleri juchhe!

Da hat der Herr sein Meisterstück,
 „Die Eva“ ihm gebracht;
 Und Adam hat vor lauter Glück
 Geweint schier und gelacht.
 Und mit dem Weibchen wundersüß
 Valleri juchheißassa!
 Ward erst die Welt zum Paradies.
 Valleri juchhe!

So hat Gesang den Durst erzeugt,
Und Durst erfand sich Wein,
Und nach dem Trinken kehrte leicht
Die Liebessehnsucht ein.

Und jeder Sänger — offenbar —

Valleri juchheißassa!

Merkt heute noch, daß dies so war.

Valleri juchhe!

Doch weissen Herz nicht glühen kann
Für Wein, Gesang und Weib,
Bleibt jetzt auch nur ein halber Mann
An Seele und an Leib;

Der schleiche fort aus unsrem Bund

Valleri juchheißassa!

Denn sein Verstand ist nicht gesund.

Valleri juchhe!

Nur dem, der singt und trinkt und liebt,
Thut sich die Wahrheit kund,
Daß es noch Paradiese giebt
Auf unsrem Erdenrund,

Drum preiset fröhlich unser Sein

Valleri juchheißassa!

Bei Liebe, bei Gesang und Wein

Valleri juchhe!



Den Weltschmerz - Franken.

1.

Ich halte Umschau unter jenen Leuten,
Die schwarz in schwarz das Erdenleben malen
Und uns das Glück mit seinen lichten Strahlen
Als eine ungeheure Lüge deuten.

Mit stolzen Phrasen hörte ich sie prahlen,
Daß sie allein für Licht und Wahrheit streiten,
Sie, die verdichtend nur die Dunkelheiten
Uns fingen stets von bitteren Erdenqualen.

Zwar preisen viele diese herzenswarmen,
Gefühlvollen Poeten, die stets weinen
Um diese Welt, die schlecht ist zum Erbarmen.

Mir aber wollte es gar häufig scheinen,
Daß diese Herren mit der Welt, der armen,
Im Grunde nichts, als nur sich selber meinen.



2.

Sie schufen häufig sich den Magenjammer,
Durch den mißbrauchte Geister stets sich rächen.
Er blieb nie aus nach wild durchschwärmten Nächten
Und weilte lange oft in ihrer Kammer.

Doch dröhnte dann im Hirn ein böß' Gehammer,
Dann gaben sie die Schuld dem Wein, dem schlechten,
Und schimpften auf den Wirth, bei dem sie zechten
Und wurden so die Gott- und Welt-Verdammer.

Sie haben gierig jede Lust getrunken
Und füllten immer neu den Freudenbecher,
Bis all' ihr Geist in trüben Sumpf versunken.

Nun schmähen sie die Welt, die blöden Schwächer!
Ahnt ihr denn nicht: „Die flüss'gen Lebensfunken
Schuf Gott zur Labjal nur für weis're Becher.“

3.

Ein großes Wirthshaus ist die grüne Erde
Und gar vergnüglich läßt sich's drinnen leben.
Der Keller birgt viel edles Raß der Neben
Und leck're Bissen dampfen auf dem Herde.

Und keine bessere Wirthin kann es geben,
Als Frau Natur. Mit freundlicher Geberde
Sorgt sie, daß jeder Gast befriedigt werde;
Denn alle froh zu machen, ist ihr Streben.

Als Münze aber gelten kleine Dualen,
Geprägt aus leichten und aus schweren Pflichten
Und ach, die Beche, muß ein jeder zahlen.

Wohl denen d'rum, die alles baar entrichten;
Denn die auf Pump sich durch die's Leben stahlen,
Muß bald die angehäuften Schuld vernichten.



U h u.

Schon bei den Alten wurden hoch geehrt
 Der finstren Eulen mürrische Geschlechter.
 Athene selbst hielt diese Lichtverächter,
 So scheint es fast, für weise und gelehrt.
 Wie kam nun wohl dies Vogelvieh dazu?
 Es sah nur Nachts — und schimpfte über alles;
 Ein Wort nur kannt's, — ein Schmähwort jeden Falles,
 Daß klang gar schauerlich uhu! uhu!

Ihr glaubt mir nicht, und lacht? Nun wohl, so seht,
 Wie mancher Tropf noch jezt vermag zu gelten,
 Wenn er nur weiß zu schmähen und zu schelten
 Auf alles das, wovon er nichts versteht.
 Die Eulen aber schrien stets uhu
 Aus Ueberzeugung und wie leicht erklärlich,
 Klang solch ein Schimpfen doppelt noch gefährlich.
 Es klang wie Wahrheit oft: „Uhu! uhu!“

Wenn Nachtigallenfang und Zinkenschlag
 Das Leben pries in wunder süßen Tönen
 Und wenn zuletzt berauscht vom Geist des Schönen
 Die Erde still in seel'gen Träumen lag, —
 Dann hob die Gule sich aus träger Ruh
 Und schalt die Welt von Thorheit ganz besessen
 Und jeder Vogel wurde aufgefressen,
 Der dies nicht glauben wollt': Uhu! uhu!

Auch unsre Gulen üben solch' Geschrei;
 Nur philosophischer sind sie geworden
 Und wen'ge giebt's, die and're Vögel morden;
 Denn das bestraft bei uns die Polizei.
 Doch weltverachtend rufen sie uns zu:
 Das Leben lieben nur noch dumme Kälber;
 Wer richtig denkt, der muß sich tödten selber
 Das Sein ist nichts als Pein! Uhu! Uhu!

Dabei indessen hörte man noch nie,
 Daß solch ein Kautz sich selbst den Tod gegeben.
 Vermuthlich will ein jeder noch erleben,
 Wie sich verwirklicht ihre Theorie.
 Und doch! — Dies pessimistische Gethu
 Wirkt rings, wie Pesthauch fort auf die Gedanken;
 Tagtäglich mehren sich die Weltschmerz-Kranken
 Und schreien mit: „Uhu, uhu, uhu!“

Wie sonderbar! Es weiß doch jedes Kind,
 Daß alle Eulen nur im Finstern sehen
 Und nichts von heller Tagesluft verstehen;
 Bei Sonnenlicht sind ja die armen blind.
 Und dennoch hört man wieder spät und früh
 Von vielem Volk, als weiseste der Weisen,
 Die großen und die kleinen Käuze preisen
 Und glaubt an ihr Uhu! Uhu! Uhu!

Geh's weiter so, dann wird dies blöde Schrei'n
 Gefunden Sinn in trübem Wahn ertränken
 Und unser Fühlen all' und unser Denken
 Wird nicht mehr menschlich, nicht mehr göttlich sein.
 Dann deutscher Dichterwald, dann wirßt auch du
 Nur ein Uhl für tolle Käuze werden
 Und herrschen wird die finstre Nacht auf Erden,
 Uhu — uhu, uhu, uhu, uhu!"

Nein aber nein! Noch singt mit hellem Klang
 Sein frisches Lied manch gotterfüllter Meister
 Und löst aus Zauberbann die armen Geister,
 Die blind und taub gemacht der Eulensang.
 Noch schloß kein Gott des Himmels Thore zu,
 Noch baden wir die Seele in den Bluthen
 Des ewig Schönen und des ewig Guten
 Und fürchten nicht dies klägliche Uhu.



Cantate zum 25 jährigen Regierungs - Jubiläum
Sr. Majestät Kaiser Alexander II. am
19. Februar 1880.

Schwinget empor euch zum Himmel
Liebliche Feierklänge.
Preiset den Allerhalter!
Lobet den Vater des Lichts
Und dankt ihm für seine Güte!
Schützend und hülfreich bis heute
Hat er mit mächtiger Hand
Unsern Kaiser geleitet
Manchen gefahrvollen Weg.

Nicht der Herr zu fein von feigen Slaven,
War Dein Wunsch, als Dir die Krone ward.
Großer Zar, Dein stolzer freier Geist
Wollte herrschen über freie Männer
Und mit festem kühnen Federstrich
Sprengtest Du im Reich die Slavenketten
Schmachvoller Leibeigenschaft.

Preisend und rühmend
 Wird noch die Nachwelt
 Deiner gedenken
 Und dieser That.
 Und es werden
 Noch ferne Geschlechter
 Dankbar nennen
 Deinen Namen.
 Doch süßeren Lohn
 Mag Dir im Leben
 Die Liebe gewähren,
 Die jauchzend Dein Volk,
 Dir, Bar = Befreier,
 Entgegenbringt.

Heute beim Feste
 Mußt Du es fühlen
 Mit frohem Herzen,
 Wie viele Millionen
 Dankbarer Seelen
 Heiße Gebete
 Zum Himmel senden,
 Dir Segen erflehend
 Vom ewigen Gott.

Groß und stark und glücklich
 Wolltest Du sehen Dein Volk
 Und den Segen des Friedens

Suchtest Du lang ihm zu wahren,
Daß es bei emsiger Arbeit
Mächtig die Kräfte entfalte.

Da, — als jenseits der Donau
Der Jammersehrei leidender Christen
Hülfe flehend ertönte
Und nirgend ein Retter erschien, —
Da fühltest Du Deine Seele
Erbeben in heiligem Zorn.
Und mit flammendem Schwerte
Bezwangst Du die frechen Bedrücker;
Befreiend die armen
Mißhandelten Brüder
Aus Knechtschaft und Noth.

Wohl schlug der Krieg
Manch tiefe Wunde,
Die noch bis heute
Nicht heilen wollte.
Und nicht getrocknet
Sind noch zur Stunde
Die Thränen alle, die Dein Volk
Geweint hat um geliebte Todte.
Aber bei festlichen Klängen
Umschweben uns heute
Die Geister der Helden
Und trösteten freundlich
Die Tauernden auch.

Horcht, aus himmlischen Höhen
Klingt begeisternde Weise
Hernieder zu uns,
Nachhall findend
In aller Herzen:

Seelig, seelig zu sterben
In mannhaftem Streit
Für Freiheit und Recht,
Für Kaiser und Vaterland!
Seelig, seelig zu sterben
Den Heldentodt.

(Hierauf ertönt, wie aus weiter Ferne, Anfangs leise aber all-
mählich immer mehr und mächtiger anschwellend, die russische
National-Hymne.)

Gott schütz' den Kaiser uns.
Mächtig und kraftvoll
Führ er zum Siege uns,
Zu Ruhm und Ehr.
Fest steht Dein Volk zu Dir,
Vertrauend Deiner Weisheit.
Gott sei auf immerdar
Schützend Dir nah.



Der Fortschritt.

Geist des Fortschritts, der die Welt entzündet
Und nach Wahrheit unermüdllich sucht,
Ein Jahrhundert hast du dir gegründet,
Ein gewalt'ges, das von Licht durchdrungen
Sich zu stolzen Höh'n emporgeschwungen
Und uns täglich neue Wunder kündet.

Wie das Dampfroß, das du dir erschaffen,
Eilst du hin mit ungestümer Hast.
Täglich kämpfend mit erneuten Waffen
Gegen Finsterniß und Trug und Lüge,
Rasch zerstörend, was dir nicht genüge,
Eilst du vorwärts ohne zu erschlaffen.

Doch ein Ziel, wo ist es zu erpähen?
Ziellos scheint dein ruheloser Lauf
Durch die sturmbewegte Welt zu gehen.
Keines Glück und ungestörten Frieden
Hast du selten denen schon beschieden,
Die getreu zu deinen Fahnen stehen.

Mancher schaut mit Zweifel und mit Zagen
 Deinem räthselhaften Treiben zu.
 Wohin führt dein Streiten und dein Zagen?
 Wo du kaum ein Gutes uns gegeben,
 Treten neue Uebel flugs in's Leben,
 Um uns ärger als zuvor zu plagen.

Was wir gestern heilig noch empfunden,
 Wirfst du heute höhrend in den Staub.
 Edles Herzblut fließt aus tiefen Wunden
 Und kaum ward ein Feind von uns geschlagen,
 Treibst du tollkühn schon zu neuem Wagen
 Für die nächsten, ach, so kurzen Stunden.

Horch, so seufzt die Welt bei deinem Walten!
 Hat der Himmel wirklich dich gesandt,
 Um die Schöpfung höher zu gestalten?
 Oder sind es schwarze Hölle Geister,
 Die, erkürend dich, zu ihrem Meister,
 Nun die Welt in ihren Krallen halten?

Nein, o nein, in ew'ger Offenbarkeit
 Lenkt ein Gott noch immer diese Welt.
 Geist des Fortschritts, lichter Geist der Wahrheit,
 Magst du oft auch finstre Wolken bringen,
 Blitze hast du, die sie leicht bezwingen
 Und uns schaffen helle Sonnenklarheit.

Mag dein Endziel niemand auch erspähen,
 Erw'ge Zeichen find uns doch gesteckt;
 Welche leuchtend uns vor Augen stehen.
 Und das eine weist uns hin zum andern
 Und wir merken's alle bald beim Wandern,
 Wenn wir nicht die rechten Wege gehen.

Unsern Geistern warst du ein Befreier
 Aus den Sklavenbanden roher Kraft.
 Du hast sie geführt mit sichrem Steuer
 Durch verkommne, mächtig finstre Zeiten;
 Du hast sie gestärkt zu kühnem Streiten
 Und durchlodert sie mit heil'gem Feuer.

Reiche Schätze hat aus deinen Händen
 Längst empfangen ein verwöhnt Geschlecht
 Und mit Gleichmuth nimmt es schon die Spenden.
 Zu gewohnt, das Gute zu genießen,
 Sieht es staunend schlechte Saat auch sprießen
 Und die Klagen wollen dann nicht enden.

Aber Kampf, o Fortschritt, ist dein Wesen;
 Denn es wächst der Menschheit geist'ge Kraft
 Nur im Kampfe mit der Macht des Bösen.
 Frei gab Gott den Geist, mit dem wir schalten,
 Daß wir selber uns den Sieg gestalten
 Und uns selbst aus Erdennoth erlösen.

Geist des Fortschritts, deine Banner wehen!
 Führ' uns weiter denn in deinem Licht!
 Trübe Nebel fallen und zergehen!
 Nimmer lassen wir vom guten Streite,
 Treulich kämpfen wir an deiner Seite,
 Daß wir neue, stolze Siege sehen. —



Trockne und flüssige Gedanken.

Steigt das Glück zu dir hernieder,
Sing ihm Preis und Jubellieder.
Mäkelst du daran herum,
Rehrt es um
Und verläßt dich wieder.

Rose, reizende Rose!
Hüte dich, hüte dich fein,
Vor Schmetterling, dem argen Schmeichler;
Er setzt dir zu leicht nur
Böse Raupen in's holde Köpfchen.

Süßes Beilchen, das im Verborgnen blüht,
Achtlos geht Mancher an dir vorüber;
Doch wer erkannt hat dein reiches Gemüth,
Mit all' dem Zauber, der duftig drin sprüht,
Der hat dich hernach um so lieber.

Jeder hat seinen Sparren!
Dieses bestreitet man selten,
Nur will unter all' den Narren
Ein jeder als Ausnahme gelten.

Wer viel und gern sein Aeußeres beschaut,
Den schilt man eitel, doch man muß bedenken,
Wer wird wohl gern den Blick nach innen senken,
Wenn ihn sein Inneres noch nie erbaut.

Wer da will beschirmt im Sturme geh'n
Muß sich sorgsam nach dem Winde dreh'n,
Darum ist mir lieber doch der Mann,
Der den Stürmen widerstehen kann
Ohne Schirm.

Wie erst bei Nacht des Menschen blöder Blick
Zu schau'n vermag der Sterne Lichtgefunkel,
So weist ihm häufig nur des Lebens Dunkel
Die milden Strahlen erst von wahren Glück.

Brandopfer brachten die Alten den ewigen Göttern.
Aber nicht sonderlich roch das verbrennende Rindvieh
Oder, was sonst noch, nur unverbrannt gilt als ge-
nießbar.

Dieses bemerkten zuletzt die verschmupfsten Götter
 Und sie beschloffen der Menschheit zu schenken den Tabak.
 Seid mir gepriesen, ihr Götter, für diesen Gedanken.
 Brandopfer will ich euch bringen nach jeglicher Mahlzeit
 Dankbar, so lange ich lebe, im duftenden Rauchkraut.

Das Gemeine in schönster Form bleibt gemein
 Und das Reine auch mißgeformt bleibt rein;
 Aber nur in der Form liegt die Kraft,
 Welche dem Inhalt Geltung verschafft.

Wer da einen Boß geschossen
 Und ihn doch nicht todt kann machen,
 Der versuche unverdroffen
 Mit den Lachern mitzulachen.

Der ächte Künstler
 Läßt gerne walten
 Gestrenge Kritik.
 Sie schüret und nährt nur
 Das heilige Feuer,
 Das in der schaffenden
 Künstler=Seele
 Leuchtet und glüht.

Nur kleine Flämmchen
 Fürchten beständig
 Den kritischen Blasbalg;
 Mengstlich besorgt,
 Es könnte zu leicht
 Der kleinste Luftzug
 Ihr Lichtlein verlöschen.

Was du denkst, soll klar sein.
 Was du fühlst, soll rein sein.
 Was du sprichst, soll wahr sein.
 Was du thust nie Schein sein.
 Dann wird dir gefährlich
 Nimmermehr der Wein sein;
 Selbst im Rausche schwerlich,
 Wirfst du je gemein sein.

Was hat den Trauben der Neben
 Den mächtigen Zauber gegeben?
 Ich glaube ich weiß es gut.
 Aus Wolken ward ihnen gesendet
 Erfrischende Regensluth.
 Die Sonne hat ihnen gespendet
 Die feurig belebende Gluth.
 Und der Mond und die goldenen Sterne,
 Die küßten sie oft und gerne
 Und sänsstigten milde ihr Blut.

So sog der Wein, der edle Wein
Den ganzen Himmel in sich ein,
Und trink ich ihn, ist mir zu Sinn,
Als wenn ich selbst im Himmel bin.

Und wenn der beste Wein der Welt
In leeren Köpfen ein sich stellt,
Er macht sie nur betrunken.
Erst, wenn sich Geist zum Geist gesellt
Dann sprühen helle Funken.

Wie hat es die Kunst doch weit gebracht;
Selbst Wein wird künstlich jetzt nachgemacht.
Ihm fehlt nur eines,
Die Blume des Weines;
Doch dünkt mich der Wein ohne sie
Ein Lied, ein künstlich reines,
Dem auch nur fehlt ein kleines, —
Nur eines — die Poesie.

Hast du was Gutes zu trinken, so Sorge sehr,
Daß es den Geist dir nimmer in's schwanken bringt.
Selbst der herrlichste Wein, er taugt dir nicht mehr.
Wenn er dich schon zum fasn und zanken bringt.

Trinke so lange ihn nur, als er dir wirklich schmeckt,
 Weil er dir sonst den Rater, den Kranken, bringt,
 Der auch in dem besten Getränke steckt
 Und auch den Stärksten zum Achen und Anken bringt.
 Trinke nur Wein, bis er in deiner Brust
 Süße Träume zum blühen und ranken bringt;
 Bis er ins Herz dir volle seelige Lust
 Und in den Kopf dir gute Gedanken bringt. —

Wie man den duftigsten Wein
 Aus herbesten Trauben zieht,
 Wandelt sich bitterste Pein
 Oft in das herrlichste Lied.

Alles die Getränke, die faden,
 Wasser, Thee, Limonaden,
 Die steigen hinab in den Magen
 Und wissen ihr Loos zu ertragen.
 Der Wein ist ein fein'rer Geselle,
 Als all' die Wassergeschöpfe.
 Er will höher hinaus gar schnelle,
 Er steigt sofort in die Köpfe.



Herr Sauzewind.

Jung Grettelein, das hübsche Kind,
Ging einsam auf der Straßen;
Da kam ein böser Sauzewind
Und wollte mit ihr spaßen.

„Herr Sauzewind, was fällt dir ein?
Laß ab, an mir zu zupfen!
Ich bin ein feines Züngerlein;
Dein Blasen schafft mir Schnupfen.“

Da rief der böse Sauzewind:
„Gefangen ist gefangen!“
Und küßte Grettelein geschwind
Auf Augen, Mund und Wangen.

Wie wird so roth ihr ganz Gesicht,
Sie läuft davon mit Schmähen.
Ei Sauzewind, so pflegt man nicht
Mit Damen umzugehen.

Nun faßt er sie gar an: „Suchhe!
Du sollst mir nicht entchlupfen;
Die schönen Mädels, die ich seh',
Die müssen mit mir hupfen.

Und ach, der wilde tanzt mit ihr,
Daß hoch die Röcklein fliegen.
Das ist so seine Tanzmanier
Und macht ihm viel Vergnügen.

Schon geht ihr schier der Athem aus,
So raset der Gefelle.
Gottlob erreicht ist nun ihr Haus
Und drinnen ist sie schnelle.

Dann wirft sie ihm die Hausthür zu
Und dreht ihm eine Nase:
„Herr Saufewind, du arger, du,
Nun magst du weiter rasen.“



Das Lied der Mücken.

Längst ward uns klar und offenbar,
Wir sind die Herr'n auf Erden.
Es ließ Natur auch Menschen nur
Als Mückenfutter werden.
Und euer Blut, es trinkt sich gut,
Ihr müßt euch darin schicken.
S — i — i — sum! S — i — i — sum!
Dies ist das Lied der Mücken.

Wir wissen auch, nach Heldenbrauch
Zu schwärmen und zu minnen;
Bei frohem Tanz, im Abendglanz
Ein Liebchen zu gewinnen.
Dann sprüht und glüht in unsrem Lied
Viel seeliges Entzücken:
S — i — i — sum! S — i — i — sum!
Dies ist das Lied der Mücken.

Doch naht die Nacht, zieht unsre Macht
Hinaus zu kühnem Streiten,
Und Schlachtgesang mit hellem Klang
Ertönt von allen Seiten.
Wir greifen an den stärksten Mann,
Sobald wir ihn erblicken.
S — i — i — sum! S — i — i — sum!
Dies ist das Lied der Mücken.

An rothem Blut muß den Tribut
Die Menschheit stets uns geben.
Wer fällt, der fällt. Ein ächter Held
Sorgt niemals um sein Leben.
Und Helden ganz, von Kopf bis Schwanz,
Sind wir in allen Stücken.
S — i — i — sum! S — i — i — sum!
Dies ist das Lied der Mücken.



Theorie und Praxis.

Es standen vor der Börse jüngst
Drei Herren mir zur Seiten.
Von stockendem Handel sprachen sie
Und schmähten die schlechten Zeiten.

Und einig waren sie alle drei
Zulezt im Großen und Ganzen:
Die Schuld an allem trügen meist
Des Landes zerfahr'ne Finanzen.

Wie aber dem Unheil zu steuern sei,
Der Punkt blieb unerledigt;
Denn gar zu sehr verschieden war,
Was jeder darüber gepredigt.

Der erste sprach: „Der Luxus nur
Schafft all' die Sorge und Plage.
Ach lernten wir endlich sparsam sein,
Dann kämen uns bessere Tage.“

Der zweite sagte: „Sie irren sich!
Dies Sparsystem nenne ich eitel.
Nur leben und leben lassen allein,
Das würde uns füllen die Beutel.“

„Nein!“ brummte der Dritte, „das ist es nicht!
Ich sage: Das Saufen und Bumpen,
Das muß man abschaffen ganz zuerst,
Sonst werden wir alle noch Lumpen.“

So stritten die Herren eine Zeitlang noch,
Da mochten sie Hunger merken
Und einer nach dem andern ging
Zu Kröpfch, um sich zu stärken.

Ich sah hernach den ersten dort
Bezahlen seine Beche:
Zwölf Mustern und eine Flasche Sekt!
Das ist nun mal seine Schwäche.

Dann kam der zweite und zahlte auch.
Ein Butterbrödchen nur aß er.
Das Schnäpschen, das er zu sich nahm,
Das Schnäpschen ach, vergaß er.

Zuletzt sah ich den dritten auch
Bedächtig zur Letze wandeln:
„Herr Kröpfch, ich bitte, notiren Sie
Acht Schnäpse und sieben Mandeln.“



Die beiden Fliegen.

Eine Fabel.

Es waren ein Mal zwei Fliegen,
Die lebten nur zum Vergnügen
Und wußten zu erzählen sich,
Wie sehr die Menschen quälen sich:
„Das viele Denken, summ, summ, summ!
Das macht die armen Menschen dumm!“

Wir kommen mit Gefühlen
Ganz zu denselben Zielen;
Wir wissen zu ernähren uns,
Zu lieben und zu vermehren uns.
Wir denken niemals, summ, summ, summ!
Das viele Denken macht nur dumm!“

So summten die Fliegen, die beiden;
Denn Fliegen sind nie bescheiden.
Da kamen sie vor ein Fliegenglas,
Das war gefüllt mit rothem Naß.
Da lachten beide: „Summ, summ, summ!
Hier sieht man wieder, der Mensch ist dumm.“

„Verforcht und unten doch offen! —
 Da meinen sie wohl und hoffen,
 Daß keine Fliege ergründen kann,
 Wie sie den Eingang hier finden kann.
 Wir haben Instinkte, summm, summm, summm!
 Ihr armen Menschen, wie seid ihr dumm!“

Bald waren die beiden Fliegen
 Von unten hineingestiegen.
 Da tauchten sie Rüssel und Psoten hinein
 Und tranken durstig vom rothen Wein
 Und sangen gar seelig: „Summ, summm, summm
 Ihr armen Menschen, wie seid ihr dumm!“

Und als sie satt vom Schmause,
 Da wollten sie eilig nach Hause.
 Sie flogen in die Höhe, ach!
 Und thaten sich gar wehe, ach!
 Die Köpfe stießen an Glas, summm, summm!
 Sie wußten nicht wie und nicht warum.

Und da sie den Ausgang nicht fanden,
 Sind beide crepirt mit Schanden.
 Hieraus ein jeder erschauen soll,
 Daß man Instinkten nicht trauen soll,
 Und wer nicht denken kann, summm, summm,
 Der halte andre nie für dumm. —



Die alten Frösche.

Es hockten drei alte Frösche
Auf einem breiten Stein
Und schauten mit trüben Sinnen
Hinaus in den Sonnenschein.

Sie quakten von alter Zeiten
Vergangener Herrlichkeit
Und mußten gar arg zu schmähen
Die häßliche neue Zeit.

„Ach Brüder“, quakte der eine,
„Im Argen liegt die Welt
Und selbst die Kunst, die lehre,
Verfällt, verfällt, verfällt.“

Hört dort, das wilde Quaken!
Fast klingt's wie Ferkelgequik.
Als wir einst fröhlich sangen,
Das war doch noch Musik.“

„Quak!“ rief der zweite Froschgreis:
 „Sehr wahr, sehr wahr, sehr wahr!
 Es ist die heutige Froschheit
 Verdorben ganz und gar.

Nur sinnliche Triebe kennen
 Die heutigen Frösche zumal!
 Wie war einst unser Fühlen
 So schön, so hoch ideal.“

Mit Thränen quakte der dritte:
 „Verändert ist alles sehr.
 Ach, selbst der schöne Sumpfwine
 Ist längst der alte nicht mehr.

Wie haben wir einst so selig
 In diesem Raß gezechet.
 Nun fehlt ihm das rechte Aroma
 Und meist bekommt er uns schlecht.“

So quakten die armen Frösche;
 Doch keiner bedachte halt,
 In jenen gepriesenen Zeiten
 Da waren sie noch nicht alt. —



Gretchens Thränen.

Schön Gretchen stand am Fenster
 Die Augen voller Thränen:
 „Ei Gretchen, liebes Mädchen,
 Was machte dir die schönen,
 Die munter'n Augen trübe?“

Dort neben ihr der Caro
 Ward heute arg zerbissen;
 Nun sagt sein dankbar Winseln,
 Er glaubt es wohl zu wissen:
 „Schön Gretchen weint aus Mitleid.“

Die rothe Rose aber
 An Gretchens Brust, die dachte:
 „Sie träumt vom jungen Jäger,
 Der ihr die Rose brachte.
 Schön Gretchen weint vor Liebe.“

Und weiter dort im Bauer
 Die Nachtigall die kleine,
 Die denkt voll stolzer Freude:
 „Es hat ihr Lied das feine
 Die Maid gerührt zu Thränen.“

Doch hinten in der Küche
 Liegt neben einem Messer
 Zerschnitten eine Zwiebel,
 Die weiß es sicher besser,
 Warum schön Gretchen weinte.



Nahrungssorgen.

Karnickel und seine liebe Frau
Die hatten große Sorgen.
Der Winter war hart; da fragten sie sich:
„Was werden wir essen morgen?“
Das quälte die beiden die ganze Nacht;
Doch als der Morgen gekommen war,
Da hatte ein Fuchs sie umgebracht
Und beide gefressen mit Haut und Haar.
Hieraus ersieht man ganz geschwind,
Daß Sorgen meist sehr unnütz sind.



Doña Clara.

Don Fernando sprach zu Doña Clara:

„Seit ich euch erschaute, o Señora,
Hab ich erst zu lieben angefangen;
Und mit euch erst ist mir aufgegangen
Meines Lebens leuchtende Aurora.“

Doña Clara sprach zu Don Fernando:

„Wenn ich wirklich euch Aurora wäre,
Dann bedenkt, es schläft sich schön bei Nacht nur.
Flieht o flieht, Señor und gebet Acht nur,
Daß ich euch den guten Schlaf nicht störe.“

„Gerne gäb' ich,“ sprach drauf Don Fernando,

„Meinen Schlaf hin, um nur euch zu dienen.

Eure Locken sind von reinem Golde!

Statt der Zähne habt ihr Perlen, Holde.

Eure Lippen aber sind Rubinen.“ —

„Halt,“ fiel ihm in's Wort d'rauf Doña Clara:
 „Euren Wahn muß ich gefährlich schätzen,
 Meine Lippen, meine Zähne, Haare,
 Würdet ihr zuletzt als theure Waare
 Wohl verkaufen oder gar versehen.“

Don Fernando seufzte und dann sprach er:
 „O Señora meine Sonne seid ihr!
 Laßt mein durstig Herz sich trunken saugen
 An den lichten Flammen eurer Augen;
 Sonst verschmachtet es in Nacht und Leid hier.“

Doña Clara sprach zu Don Fernando:
 „Geht Señor und sucht euch andere Flammen,
 Euer durstig Säuglingherz zu nähren.
 Geht Señor! Ich muß euch rund erklären
 Meine Augen sind nicht eure Ammen.“

Don Fernando aber sprach, „es geht nicht!
 O Señora eure Zunge schneidet,
 Doch die Ketten kann sie nicht zerschneiden,
 Die die Seele mir in Liebesleiden
 An euch fesselt, daß kein Mensch sie scheidet.“

Schier gelangweilt sprach drauf Doña Clara:
 „Nicht gefährlich, scheint mir, sind die Ketten
 O Señor, die euch allein umgeben.
 Fesseln sollen sie? — O nein, sie fleben, —
 Ketten sind's, gewunden nur aus Ketten.“

Lächelnd grüßte sie drauf Don Fernando:
„Eure Ketten, die mich fesseln möchten,
Streif ich ab und laß sie bei euch liegen.
Wenn ihr wollt, so macht euch das Vergnügen
Einen richt'gen Korb daraus zu flechten. —“



Das durstige Schneiderlein.

Es war ein Mal ein Schneiderlein,
 Das quälte gar arge Noth und Pein.
 Ihn plagte ein Ekel vor Arbeit sehr;
 Doch Durst, ach grimmiger Durst noch mehr.
 Vergebens hatte er manche Nacht
 In feuchtesten Kellern zugebracht;
 Vergebens mit Wein und Schnaps und Bier
 Sich eingekauft Affen- und Kater-Gethier,
 Es fühlte die Seele auch trunken
 Doch stets in der Kehle den Funken.
 Es fühlte auch trunken die Seele
 Die Funken doch stets in der Kehle.
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Bald merkte das durstige Schneiderlein,
 Es könne sich nimmer helfen allein;
 Es merkte, sein Durst war viel zu groß
 Für einen einzigen Schneider bloß.

Da rief er zwei brave Collegen herbei:
 „Kommt, kommt in den Keller, ich halte euch frei.
 Nun trinket mit mir Schnaps, Wein und Bier,
 Bis daß ich den grimmigen Durst verlier’.
 Da tranken und tranken die Schneider,
 Bald sah er sie schwanken leider.
 Die Schneider sie tranken und tranken,
 Da sah er sie leider schwanken.
 Wer löscht ihm den Durst? Oh weh!

Es sprachen die beiden: „Setzt ist es aus
 Wir sind schon zu voll und wir müssen nach Haus!“
 „Was, was?“ schrie das durstige Schneiderlein,
 „Ihr laßt mich mit meinem Durst allein?“
 Doch beide eilten in raschem Lauf
 Stillschweigend zur Kellertreppe hinauf.
 Da ist der Durstige, zornentbrannt,
 Den schlechten Collegen nachgerannt:
 Ihr wollt nicht weilen, nicht stehen,
 Da will ich verfeilen euch gehen.
 „Ihr wollt nicht stehen, nicht weilen,
 Da muß ich euch gehen verfeilen.
 Wer löscht mir den Durst? O weh!“

Und als sie nun kamen im Dunkeln herfür
 Dort oben wohl aus der Kellertür,
 Da haute das durstige Schneiderlein,
 Mit wuchtigen Hieben auf beide ein.

Krach, fielen sie, krach — in den Keller zurück
 Und blieben dort liegen zu ihrem Glück.
 Der Durstige aber sah sich stumm
 Verwundert nach seinen Collegen um.
 Er kann sie nicht sehen, nicht schauen
 Drum blieb er dort stehen mit Grauen.
 Er kann sie nicht schauen, nicht sehen,
 Drum blieb er mit Grauen dort stehen.
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Da kamen, als wie von ungefähr
 Zwei Polizisten des Weges daher,
 Und unser durstiges Schneiderlein
 Das dachte, das sind die Collegen sein
 Und ohne zu prüfen, behaute er frei
 Die Männer der löblichen Polizei.
 Da sah man jedoch, daß ein Polizist
 Viel stärker, als irgend ein Schneider ist.
 Sie schlugen ihn schier zu Schanden
 Und trugen ihn fort in Banden.
 Er wurde zu Schanden geschlagen
 In Banden von dannen getragen.
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Sie hoben und schoben und brachten ihn fort
 An einen dunklen stillen Ort.
 Dort hat er manch bange, lange Nacht
 Wohl über sein Leiden nachgedacht.

Bei Brot und Wasser, bei Wasser und Brot
 fand bald sein grimmiger Durst den Tod
 Und als ihn entließ die Polizei,
 Da war er auch weniger arbeitssüch.
 Er wurde ein Nebenhaffer
 Und wollte nur leben bei Wasser.
 Er wurde ein Haffer der Neben
 Und wollte bei Wasser nur leben.
 Das löscht ihm den Durst! Suchhe!

Aus dieser wahren Begebenheit
 Erkenne ein jeder zu rechter Zeit,
 Daß unsere löbliche Polizei
 Für viele und vieles nützlich sei.
 Zum andern aber, ihr Schneiderlein,
 Ihr möget euch daraus merken sein:
 Ihr sollet stets meiden zu starke Getränke;
 Denn davon bekommt ein Schneider die Kränk'.
 Wohl kann ein Schneider für Affen
 Gar passende Kleider schaffen,
 Doch Affen können für Schneider
 Nie schaffen passende Kleider.
 Die schaffen nur Durst suchhe!



Auf der Strandbahn.

Es kamen auf dem Bahnhof jüngst
Zusammen zwei alte Tanten
Und als sie sich sahen, freuten sie sich,
Weil beide einander kannten.

Sie kauften gemeinsam die Billets
Und setzten in ein Coupé sich,
Und unterhielten bald dort
Von allerlei Leid und Weh sich.

Und als sie ausgeschüttet ihr Herz,
Besahen sie ihre Billette,
Und merkten zu ihrem großen Schreck,
Daß jede ein falsches hätte.

Die erste sagte: „Nataschinka!
Hat man so etwas gesehen?
Hier steht „nach Dubbeln“, und ich, ich muß
Per Bahn bis Carlsbad gehen.“

„Und hier steht Carlsbad auf meinem Billet“ —
Sprach jene mit blaßem Gesichte —
„Und ich muß doch bis Dubbels hin!
Das ist eine schöne Geschichte!

„Ja,“ sagte die erste — „das hat mir schon
Erzählt mein alter Schmantmann,
Es giebt nirgend so arge Confusion,
Wie hier auf unsrer Strandbahn.“

„Ach Minnachen,““ sagte die zweite drauf,
„Was sollen wir aber machen?
Wie kommen wir beide jetzt nach Haus,
Mit unsern sieben Sachen?““

„Ja,“ sagte die erste, „das hilft nun nicht,
Ich muß nach Dubbels spazieren
Und muß mit einem Fuhrmann dann
Nach Carlsbad weiter kutschiren.“

„Ach Gott,““ sprach drauf die zweite trüb, —
„Wer wird uns das vergüten?
Von Carlsbad nach Dubbels muß ich dann
Wohl auch einen Fuhrmann miethen.““

Verzweifelnd sahen sich beide an;
Und ringsum lachte man leise;
Doch gute Menschen finden sich
Noch immer glücklicher Weise.

Ein braver Herr saß dicht dabei
Und fühlte ein menschliches Rühren:
„Ach meine Damen, das Unglück ist
Nicht schwer zu repariren.

Ich hab' auf Eisenbahnen mich
Gar viel bewegt im Leben
Und darf mir wohl erlauben hier,
Auch Ihnen Rath zu geben.

Ich glaube, wenn Sie die Billets
Nur einfach tauschen wollen;
Dann fahren Sie sicher mit der Bahn
Dorthin, wohin Sie sollen.“

„Ach“, sagte die erste ganz gerührt,
„Wie dank ich für Ihre Güte.“
Die zweite war stumm vor Bewunderung,
Sie hatte ein zartes Gemüthe.

Ein tiefes Erstaunen nur malte sich
In ihren Augen, den frommen:
„Nein!“ sprach sie endlich, „wie sind Sie nur
Auf diesen Gedanken gekommen?“



Die Fahrt auf dem Peipus-See.

Jüngst war ein kleiner Freundeskreis
An einem Wintertage
Versammelt bei Baron von Stern
Zu fröhlichem Gelage.

Man sprach dort unter anderm auch
Vom nächsten Pferderennen,
Das Baron Rhaden arrangirt
Bei Dorpat, in Stupennen.

„Na Kinder“, meint Baron von Stern,
„Das kann ich euch nur sagen,
Mit Rhadens Fuchs nimmts keiner auf;
Der wird euch alle schlagen.“

Ihr wißt, ich war in Paliser,
Dort traf ich auch den Rhaden
Und als er heimfuhr, hat er mich
Zur Fahrt mit eingeladen.

Na gut, — ich überlegte mal
Und ließ mich nicht viel bitten,
Und bald entführte Rhaden mich
In seinem Träberschlitten.

Der Weg war ganz abscheulich schlecht,
Es war kaum durchzukommen.
Ich sag euch, wir sind geradezu
Durch lauter Dreck geschwommen.

Ich seh' schon, Rhaden wird ganz wild;
Auf einmal kehrt er munter
Rechts ab vom Weg und fährt getrost
Zum Peipussee hinunter.

„Was nun?“ sag ich, „du wirst doch nicht
Die Fahrt hinüber wagen.
Das Eis ist ja schon völlig morsch
Nach all den Regentagen.“

„Ach was“, sagt Rhaden, „meinen Fuchs,
Den kennst du nicht, mein Lieber.
Und wär das Eis nur dicker Schmant,
Er trägt uns doch hinüber.“

Drauf knallt er mit der Peitsche mal
Und, wie vom Sturm getragen,
Ging's tausend übers Eis dahin;
Wir flogen, kann man sagen.

Es brach und knackte hinter uns,
Man konnte es deutlich spüren;
Doch unser Teufelsfuchs schien kaum
Den Boden zu berühren.

Ganz plötzlich aber sehn wir uns
Dicht vor ein Loch getragen,
Wie sichs die Fischer auf dem See
Für ihre Netze schlagen.

An Halten war zu denken nicht;
Noch wen'ger konnts gelingen
Das Loch, das sieben Faden maß,
Im Schwung zu überspringen.

Ich sag euch, sieben Faden breit;
Doch ohn' sich zu besinnen
Gieb Rhaden ein auf seinen Fuchs, —
Und bums! — da war'n wir drinnen.

Der Tod schien unvermeidlich mir;
Jedoch, glücklicher Weise,
War tausend Schritt' von uns entfernt
Ein zweites Loch im Eise.

Der Fuchs war bei dem letzten Hieb
So toll in's Loch gesprungen,
Daß er mit uns beim zweiten Loch
Sich straks emporgeschwungen.

Herein, heraus! Es war, als wenn
Ein Blick uns vorwärts trüge.
Hätt' ich es selber nicht erlebt,
Bei Gott, ich hielt's für Lüge." —

Baron von Strambach hört man jetzt
Den tiefen Paß erheben:
„Wie seltsam, Stern, — fast ebenso
Mußt ich das auch erleben.

'S war auch dort auf dem Peipussee,
Ich denke vor drei Jahren,
Als mich der Rhaden, ganz wie dich
In solch ein Loch gefahren.

'S war auch an sieben Faden breit;
Doch ohn' sich zu besinnen,
Hieb Rhaden ein auf seinen Fuchs
Und bums, — da war'n wir drinnen."

„Du auch? fragt Stern; ei, was du sagst?
Und was geschah dann weiter?"
„Ach, das ist kaum der Rede werth,
Erwidert Strambach heiter.

'S ging alles ganz natürlich zu
In dem erwähnten Falle;
Der Fuchs, der Rhaden und ich selbst, —
Ja, — wir ertranken alle."



Fräulein, schau, wem?

Einst thäten drei Gefellen
Vor einem Wirthshaus stehn
Und eifrig discutiren,
Ob sie hineinmarschiren,
Ob sie nach Hause gehn.

Der erste sprach: „Ich fühle,
Ich bin noch scheußlich matt.
Zu allen guten Werken
Muß sich der Mensch erst stärken,
Damit er Kräfte hat.“

Der zweite sprach mit Seufzen:
„Ach! Schnaps ist bandrolirt,
Und Butter, Fleisch und Eier,
Die sind so schrecklich theuer,
Daß man sich ruinirt.“

Der Dritte sprach, „was schadet's,
Wenn man sein Geld verzehrt,
Was thut man dran verlieren,
Das Geld ist hier papieren
Und so wie so nichts werth.

„Das stimmt“, rief froh der erste,
„So hab ich stets gedacht.
Der Teufel hol das Sparen,
Das dumme Geld verwahren,
Das keinen felig macht.“

„Ach!“ sprach der zweite mürrisch,
„Mir kam es nie drauf an;
Ich geb das Geld nie schwer aus!
Bei Gott, ich geb viel mehr aus,
Als ich verdienen kann.“

„Gamos!“ rief drauf der dritte,
„Na dann in's Wirthshaus 'rin!
Laßt uns eins trinken heute.
Ihr seid ja brave Leute
Und ganz nach meinem Sinn.“

So gingen die Gefellen
Mitsammen in das Haus;
Doch nach 'ner guten Weile,
Da flogen sie in Eile
Zur Hausthür straks heraus.

Der erste ohne Stiefel,
Der zweite ohne Hut
Und ohne Rock der dritte.
Es dünkte solche Sitte
Den dreien wenig gut.

Der erste schlich nach rechts hin:
„Ihr Stiefel, gute Nacht!
So auf den Strumpf zu kommen
Kann keinem Menschen frommen.
Wär hätte das gedacht?“

Nach links hin zog der zweite
Und grollte: „Ach! Gemein!
Das sind ja arge Lumpen!
Der Wirth wollt' keinem pumpen. —
Da fiel ich schön herein!“

Der dritte sprach mit Seufzen:
„Ach, keiner hatte Geld!
Fahr hin, du schön Vertrauen.
Man darf auf niemand bauen
In dieser schoslen Welt!“



Von demselben Verfasser sind ferner erschienen:

Meine Muse.

I. Theil.

Lieder und Gedichte.

Zweite Auflage.

75 Kop.

II. Theil.

Baltische Schnurren.

75 Kop.

Eine tolle Geschichte.

Schwank in einem Akt.

45 Kop.



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig